

2 Bestandsaufnahme: Angst in soziologischen Ansätzen

Ausgehend von der Bestimmung der beiden Angstformen lässt sich in den nächsten Kapiteln nun untersuchen, in welcher Weise Angst innerhalb der Soziologie thematisiert und welche sozialen Bedingungen für ihre Entstehung angenommen werden. Hierzu werden drei verschiedene Erklärungszusammenhänge betrachtet, deren Schwerpunkt auf angstbezogenen Fragestellungen liegt. Als historischer Ausgangspunkt bieten sich dabei Anomietheorien an, die – wenngleich weitgehend implizit – als erste genuin soziologische Erklärungsvarianten für die Entstehung von Angst gelten können. In einem zweiten Schritt werden soziologische Gegenwartsdiagnosen untersucht, die von einer Zunahme und weiten Verbreitung von Angst in der Gegenwart ausgehen und auf die hierfür vermuteten Ursachen hin befragt werden können. Schließlich wird die Emotionssoziologie einbezogen, die sich der systematischen Auseinandersetzung mit den sozialen Bedingungen von Emotionen und damit, so lässt sich annehmen, auch Angst widmet.

2.1 Anomietheorien

In den folgenden Ausführungen soll gezeigt werden, dass sich Anomietheorien als Auseinandersetzung mit Angst – und zwar vor allem Kontingenzzangst – sowie ihren sozialen Bedingungen verstehen lassen und insofern eine bereits mit Durkheim einsetzende Tradition der soziologischen Angstforschung besteht, an die die eine Soziologie der Angst anknüpfen kann. Hierzu wird herausgearbeitet, dass und inwiefern Anomietheorien, wenngleich zumeist implizit, die Entstehung von Angst sowie ihre sozialen Bedingungen und Konsequenzen thematisieren. Zunächst wird Durkheims Anomietheorie untersucht, sodann die ebenso breit rezipierte Variante Mertons analysiert und schließlich Unterschiede und Gemeinsamkeiten beider Theorien in Bezug auf Angst betrachtet. Im Anschluss daran wird der Ansatz von Bohle, Heitmeyer und Kollegen näher beleuchtet, der sich als Versuch versteht, das Anomiekonzept weiterzuentwickeln und für die Untersuchung gesellschaftlicher Verhältnisse und Entwicklungen der Gegenwart fruchtbar zu machen. Hier soll überprüft werden, ob sich dieser Ansatz als

Grundlage für eine Systematisierung der in Anomietheorien auffindbaren sozialen Bedingungen von Angst eignet.

Da in den einzelnen Ansätzen sowie der Sekundärliteratur häufig verschiedene Vorstellungen existieren, was unter Anomie verstanden werden soll, wird zunächst diese Frage jeweils kurz erläutert. Ausgehend von dem dabei zu entwickelnden Begriffsverständnis lässt sich dann innerhalb der jeweiligen Ansätze nach den Ursachen von Anomie und ihrem Zusammenhang mit Angst suchen.

2.1.1 Durkheim – Anomie als Unterregulation von Zielen

2.1.1.1 *Anomiebegriff*

Durkheim verwendet den Anomiebegriff zunächst 1893 in seiner Studie „Über die Teilung der sozialen Arbeit“, ein zentrales Konzept stellt es dann vor allem in „Der Selbstmord“ ([1897]/1987) dar. Durkheim unterscheidet hier vier Selbstmordtypen: a) egoistischen, b) altruistischen, c) (in einer Fußnote) fatalistischen und d) anomischen Selbstmord.¹⁹ Anomischer Selbstmord unterscheidet sich von anderen dadurch, „dass er nicht von der Art und Weise bestimmt ist, in der der Einzelne mit seiner Gesellschaft verbunden ist, sondern von der Art, in der diese ihre Mitglieder reguliert. Der egoistische Selbstmord bestimmt sich daraus, dass die Menschen im Leben keinen Sinn mehr sehen; der altruistische Selbstmord daraus, dass ihnen dieser Sinn als außerhalb des eigentlichen Lebens liegend erscheint; die dritte Art von Selbstmord [...] daraus, dass ihr Handeln regellos wird und sie darunter leiden. Wegen seines Ursprungs wollen wir dieser letzten Art den Namen anomischer Selbstmord geben“ (Durkheim 1987, S. 296). Unter Anomie können demnach diejenigen sozialen Rahmenbedingungen und Prozesse verstanden werden, die Durkheim als Ursache für die als anomisch bezeichnete Form des Suizids gelten.²⁰

¹⁹ Die Ursachen dieser Selbstmordtypen lassen sich entlang der Dimensionen Regulation und Integration ordnen. Egoistischer und altruistischer Selbstmord werden dabei durch zu geringe bzw. zu starke soziale Integration begünstigt, während fatalistischer Selbstmord durch ein zu hohes Maß, anomischer Selbstmord dagegen durch ein zu geringes Maß an sozialer Regulation verursacht wird.

²⁰ In anderen Ansätzen wird oft argumentiert, dass nicht nur der so bezeichnete, sondern auch einige oder sämtliche übrigen Selbstmordtypen bzw. deren Ursachen als anomisch gelten können. In einer Variante werden anomischer und egoistischer Selbstmord als identisch verstanden. Dabei wird entweder auf eine Bemerkung Durkheims rekurriert, in der er Egoismus und Anomie als „usually merely two different aspects of one social state“ (Durkheim, 1951, S. 288) beschreibt (vgl. z.B. Bjarnasson 2009), oder es wird direkt an der dimensional Differenzierung zwischen Regulation und Integration angesetzt, wobei argumentiert wird, dass beide em-

Ausgangspunkt für die Analyse und Erklärung anomischen Selbstmordes ist Durkheims empirische Feststellung, dass Suizidraten nicht nur in Zeiten wirtschaftlicher Rezession, sondern ebenso bei wirtschaftlichem Wachstum steigen. Er fasst zusammen: „Jedesmal wenn es im sozialen Körper tiefgreifende Umstellungen gibt, sei es infolge plötzlichen Wachstums oder nach unerwarteten Erschütterungen, gibt der Mensch der Versuchung zum Selbstmord leichter nach. Wie ist das möglich?“ (ebd., S. 279). Durkheim gibt, das soll hier gezeigt werden, auf diese Frage zwei Antworten, die mit zwei unterschiedlichen emotionalen Folgen dieser sozialen Prozesse – Frustration und Kontingenzangst – zusammenhängen.

2.1.1.2 *Durkheims Menschenbild und die Notwendigkeit sozialer Regulation*

Zentral für das Verständnis aller weiteren Ausführungen zu den Ursachen anomischen Selbstmords ist zunächst Durkheims Menschenbild. Der Mensch sei nämlich – im Unterschied zu Tieren – aufgrund seiner reflexiven Fähigkeiten und dem daraus resultierenden Vorstellungsvermögen in der Lage, eine unendliche Vielzahl individueller Bedürfnisse sowie immer höhere Ansprüche zu entwi-

pirisch und in Durkheims theoretischen Ausführungen derart eng miteinander verwoben seien bzw. widersprüchlich verwendet würden (allein für den Integrationsbegriff macht Berk [2006] bei Durkheim und seinen Interpreten fünf verschiedene Bedeutungsklassen aus), dass man zu geringe Regulation und Integration (und insofern eben auch anomischen und egoistischen Selbstmord) als identische anomische Bedingungen betrachten könne (vgl. Johnson 1965). Mitunter wird auch nicht nur eine zu geringe, sondern zusätzlich eine zu starke Integration bzw. soziale Regulation als anomische Bedingung verstanden. Dabei wird betont, dass Durkheim – zumindest im Hinblick auf Integration – zwar einerseits postuliert habe, dass “suicide varies inversely with the degree of integration of the social groups of which the individual forms a part” (ebd. 1951, S. 209), andererseits aber auch befand, dass “insufficient individuation has the same effects”, so dass Suizid auch auftrete, “when social integration is too strong” (ebd. S. 217). So kommt auch Pope (1975) zu dem Ergebnis, dass zwischen Integration-Regulation und Suizid eine U-förmige Beziehung besteht: Moderate Integration-Regulation ist mit niedrigen Suizidraten, geringe oder sehr starke Integration-Regulation dagegen mit hohen Suizidraten verbunden. Aus dieser konzeptuellen Vermengung von Integration und Regulation sowie Egoismus und Anomie (für einen kurzen Überblick vgl. z.B. Mestrovic 1985) resultiert dann mitunter die Vorstellung, dass zu hohe und zu niedrige Integration und Regulation als anomische Bedingungen von Suizid verstanden werden (vgl. z.B. die entsprechende Argumentation von Graeff/Mehlkop 2007). Der Anomiebegriff wird durch solche Konzeptualisierungen jedoch so weit gedehnt, dass sein etymologisch ableitbarer, von Durkheim hier so verwendeter und eigentlich nahe liegender semantischer Kern – eine mangelnde Regulation – aufgelöst wird. Hinzu kommt, dass Anomie dabei mitunter generell mit als pathologisch definierten (da hohe oder stark variierende Selbstmordraten bedingenden) Zuständen identifiziert wird: Jede soziale Bedingung, die Selbstmord in diesem Sinne befördert, ist eine anomische (vgl. auch hier Graeff/Mehlkop 2007).

ckeln: „Soweit die Bedürfnisse [...] nur von der Einzelperson abhängen, sind sie unbegrenzt. An sich, wenn man von allen äußeren regulativen Einflüssen absieht, ist unsere Aufnahmefähigkeit ein bodenloser Abgrund, den nichts ausfüllen kann“ (ebd., S. 281). Ein solcher Homo Nimmersatt muss auf Dauer notwendigerweise leiden, denn „unbegrenzte Wünsche sind ex definitione nicht zu befriedigen; und nicht ohne Grund wird diese Unersättlichkeit als ein Krankheitssymptom angesehen. Sie gehen immer und unendlich weit über die hinaus, was an Mitteln zu ihrer Befriedigung vorhanden ist, weil nichts sie einschränkt“ (ebd., S. 281).²¹ Das hieraus resultierende und letztlich zu Suizid führende Problem beschreibt er folgendermaßen: „Der Mensch braucht trotz aller Freude am Handeln, an der Bewegung, an der Anstrengung auch das Gefühl, daß seine Bemühungen nicht vergeblich sind und daß er dabei weiterkommt. Man kommt aber nicht weiter, wenn man ohne jedes Ziel marschiert oder, was auf dasselbe hinausläuft, wenn das Ziel, das man zu erreichen sucht, im Unendlichen liegt. Die Entfernung, die dahin noch zurückzulegen ist, wird immer die gleiche bleiben, gleich, wie lange man unterwegs ist, und dann sieht alles so aus, als ob man zwecklos auf der Stelle getreten hätte. [...] Ein nach aller Vermutung unerreichbares Ziel verfolgen bedeutet also, zu ewiger Unzufriedenheit verdammt zu sein. [...] Je mehr man also hat und je mehr man haben möchte, desto eher wird das, was man erreicht, die Bedürfnisse nur anstacheln und nicht befriedigen. [...] In solchen Lagen verbindet nur noch ein dünner Faden den Menschen mit seinem Leben, der jederzeit abreißen kann“ (ebd., S. 288f.).

Weil er von sich aus nicht dazu in der Lage ist, bedarf der Mensch also einer externen Kraft, die seine Bedürfnisse einschränkt: „Eine Autorität muß sie ihm vorschreiben, die er respektiert und vor der er sich spontan verneigt. Nur die Gesellschaft ist in der Lage, diese mäßigende Rolle zu spielen, sei es direkt und als Ganzheit oder vermittels eines ihrer Organe“ (ebd., S. 283). Damit gelangt er direkt zum Problem der sozialen Ordnung, denn die Gesellschaft weise verschiedenen sozialen Einheiten ganz bestimmte legitime Ansprüche innerhalb einer Hierarchie zu: „Und tatsächlich gibt es in jedem Augenblick der Geschichte im sittlichen Bewußtsein der Gesellschaften ein vages Gefühl dafür, was die verschiedenen sozialen Dienste wert sind, und für ihre jeweilige entsprechende Belohnung und damit für das Maß an Wohlbefinden, das als Mittelwert den Arbeitenden jedes Berufes zukommt. In der öffentlichen Meinung sind die verschiedenen Funktionen in eine Art Hierarchie eingeteilt, und jedem Einzelnen

²¹ Durkheim unterscheidet nicht klar zwischen quantitativen und qualitativen Aspekten der Bedürfnisregulation. Legen seine Ausführungen teilweise nahe, dass er insbesondere Anspruchsniveaus im Blick hat, so verweist er an anderen Stellen auf das Problem der Selektion bestimmter Ziele. Im Allgemeinen wird hier davon ausgegangen, dass die beschriebenen Mechanismen für beide Aspekte gelten.

wird ein bestimmtes Maß an Wohlergehen zuerkannt, je nachdem, welchen Platz er innerhalb der Hierarchie einnimmt. Nach den geltenden Vorstellungen gibt es zum Beispiel für den Arbeiter eine ganz bestimmte Lebensführung, die als obere Grenze dessen angesehen wird, was er sich vorstellen darf, wenn er versucht, sich sein Leben besser einzurichten, und eine untere Grenze, die er, ohne in der allgemeinen Achtung tief zu sinken, schwerlich unterschreiten darf“ (ebd., S. 283). Soziale Normen regulieren hier also vor allem die als legitim²² angesehenen (materiellen) Bedürfnisse und Anspruchsniveaus verschiedener sozialer Gruppen und gewährleisten auf diese Weise in normalen Zeiten eine soziale Ordnung, in der jeder weitgehend mit seinem Status zufrieden ist. Dieses Gefüge kann im Zuge sozialen Wandels allerdings aufbrechen: „Wenn indes in der Gesellschaft Störungen auftreten, sei es infolge schmerzhafter Krisen oder auch infolge günstiger aber allzu plötzlicher Wandlungen, ist sie zeitweilig unfähig, dieser Funktion [Autorität zu zeigen] zu genügen: und daher kommen dann die plötzlichen Steigungen in der Kurve der Selbstmorde [...]“ (Durkheim 1987, S. 287).

Durkheims Kernargument bis hierhin ist also die Annahme stets zu unendlichem Wachstum tendierender Ansprüche, was ohne gesellschaftliche Beschränkung notwendigerweise zu Frustration – und schließlich Suizid – führe. An dieser Stelle allerdings gerät Durkheims Erklärung, die ja eigentlich darauf abzielt, Suizid sowohl in Zeiten der Rezession als auch in solchen eines konjunkturellen Aufschwungs auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen, in Schwierigkeiten. In dieser Erklärung wird Durkheims Fokus auf den empirischen Befund einer auch in Phasen wirtschaftlichen Wachstums zunehmenden Suizidrate deutlich, genau genommen ist sie auch lediglich für diese Form sozialen Wandels plausibel: Denn wenn der Effekt fehlender Regulation in einer Freisetzung von Ansprüchen besteht, so würde dies bedeuten, dass diese auch durch wirtschaftliche Krisen angestachelt werden. Hierauf geht Durkheim nicht näher ein, vielmehr verschiebt er im Weiteren das Erklärungsgewicht auf einen Parameter sozialen Wandels, der tatsächlich richtungsunabhängig, zugleich jedoch auch mit anderen subjektiven Folgen verbunden ist.

²² Diese Normen müssen von den Betroffenen als freiwillig anerkannt werden und dürfen nicht auf Zwang beruhen: „Weil diese Regelung dazu da ist, die Leidenschaft des Einzelnen im Zaum zu halten, muß sie von einer Macht ausgehen, die über den einzelnen herrscht. Bedingung ist, daß der Gehorsam dieser Macht gegenüber auf Respekt und nicht auf Furcht beruht“ (ebd., S. 287).

2.1.1.3 Sozialer Wandel

Dieser Parameter besteht in der Geschwindigkeit sozialen Wandels. Zentral ist hier die Annahme, dass die soziale Regulation bei rapidem gesellschaftlichen Wandel hinterherhinkt: „Es braucht Zeit, für Menschen und Dinge nach den geltenden Begriffen eine andere Rangordnung zu schaffen. Solange die so freigesetzten sozialen Kräfte nicht ihr Gleichgewicht gefunden haben, bleibt ihr jeweiliger Wert unbestimmt und für eine Zeitlang ist dann jede Regelung mangelhaft“ (Durkheim 1987, S. 288). Diese Unbestimmtheit verweist nun auf eine Folge von rapidem Wandel und fehlender Regulation, die tatsächlich sowohl für wirtschaftliche Auf- als auch Abschwünge angenommen werden kann. In Zeiten rapider Rezession, die durch materiellen und möglicherweise Statusverlust gekennzeichnet ist, fehlt soziale Regulation vor allem als Orientierung: „Die Gesellschaft bringt es natürlich nicht von einem Augenblick zum anderen fertig, den Betroffenen an dieses neue Leben anzupassen und ihnen beizubringen, wie man sich an dieses Übermaß von Bescheidung gewöhnt, das ihnen noch fremd ist“ (ebd., S. 288). Die Gesellschaft lässt den Einzelnen zunächst allein und bietet vorübergehend keine Regeln, die Orientierung für den Umgang mit und die Einpassung in die neue Situation bieten könnten. Noch deutlicher wird dieser Aspekt in Durkheims Ausführungen zu schnellem Aufschwung: „Man weiß nicht mehr, was möglich ist und was nicht, was noch und was nicht mehr angemessen erscheint, welche Ansprüche und Erwartungen erlaubt sind und welche über das Maß hinausgehen. Es gibt dann nichts mehr, worauf man nicht Anspruch erhebt“ (ebd., S. 288). Hier finden sich also zwei Argumente: Einerseits nimmt Durkheim auch hier entsprechend dem genannten Menschenbild an, dass unregulierte Bedürfnisse (in Aufschwungsphasen) ins Endlose wachsen. Andererseits aber verweist er jedoch auch auf Ungewissheit und Verunsicherung, die mit dem Fehlen von sozialen Normen verbunden sind.

Das nach Durkheim für rapiden sozioökonomischen Wandel typische Leiden unter Regellosigkeit ist demzufolge zunächst in zweierlei Hinsicht zu bestimmen: Es beruht einerseits auf der fehlenden Beschränkung von Bedürfnissen, die Frustration hervorrufen muss, und andererseits auf Ungewissheit im Hinblick auf die soziale Positionierung sowie die Angemessenheit von Bedürfnissen. Dieser zweite Aspekt ist derjenige, der die im vorliegenden Kontext interessierende Kontingenzangst widerspiegelt. Sie beruht hier darauf, dass vorrangig im Zuge der Sozialisation erworbene Vorstellungen legitimer Ansprüche sowie Erwartungen in Bezug auf die soziale Positionierung durch rapiden ökonomischen Wandel durcheinander geraten und ihre Gültigkeit in Frage gestellt wird. Es ist unbekannt, inwiefern Durkheim sah, dass erst dieses Moment der wandlungsbedingten Orientierungslosigkeit eine richtungsunabhängige Erklärungs-

grundlage für Suizid liefert – auffällig ist zumindest, dass er die Freisetzung von Bedürfnissen bei konjunkturellem Aufschwung, nicht aber für Zeiten der Rezession thematisiert.

Insgesamt zeigt sich hier also, dass Durkheim neben Frustration auch auf Kontingenzzangst als subjektive Folge sozialer Unterregulation verweist. Weitere Hinweise auf das Konzept der Kontingenzzangst finden sich in seinen Ausführungen zu dem Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und der Regulation von Bedürfnissen.

2.1.1.4 Sozialstruktur

Unabhängig von sozialem Wandel sieht Durkheim seine bedürfnisfokussierte Erklärung für anomischen Selbstmord zum einen dadurch bestätigt, dass seinen Untersuchungen zufolge arme Regionen eine niedrigere Suizidrate aufweisen als wohlhabende und zum anderen in der geringen Suizidrate in unteren im Verhältnis zu höheren soziökonomischen Lagen. Hier wechselt er in der Erklärung von einem Hysteresis-Effekt der Verzögerung zwischen strukturellen Veränderungen und kultureller Regulierung sowie auch insgesamt weg von einer eher kulturellen hin zu einer rein strukturellen Argumentation: „Wenn die Armut gegen den Selbstmord schützt, dann eben darum, weil sie hemmend wirkt. Was man auch tut, immer müssen die Wünsche in gewissem Sinne mit den gegebenen Mitteln rechnen. Was man hat, gilt z.T. als Ausgangspunkt für das, was man haben möchte. Die Folge ist, daß, je weniger man hat, umso weniger man versucht ist, den Bogen seiner Wünsche zu überspannen. Wir gewöhnen uns an die Ohnmacht, während sie uns zur gleichen Zeit zur Mäßigung zwingt [...]. Reichtum dagegen gibt uns infolge der Möglichkeiten, die er uns verschafft, die Illusion, daß letztlich alles doch erreichbar ist, indem sie den Widerstand, den die Dinge uns entgegensetzen, verringert“ (ebd., S. 290). Hier nun sind es die strukturellen Restriktionen der Armen, die das jeweilige Spektrum des Erwünschten sich gewissermaßen von selbst regulieren lassen: Beschränkte Möglichkeiten führen demnach zur Selbstbescheidung, die vor Suizid bewahrt. Anders verhält es sich im Wohlstand, der mehr Möglichkeiten eröffnet und Wünsche unbeschränkt wachsen lässt. In diesem Zusammenhang macht Durkheim Andeutungen, die strukturell bedingte Möglichkeiten mit epistemischer Kontrolle und damit Kontingenzzangst verbinden: „Der Horizont der unteren Schichten ist zumindest durch diejenigen begrenzt, die Ihnen übergeordnet sind; und dadurch sind ihre Bedürfnisse eher abzusehen. Aber diejenigen, die über sich nur die Leere haben, verlieren sich fast mit Notwendigkeit darin, wenn keine Macht sie zurückhält“

(Durkheim 1987, S. 295).²³ Wenngleich Durkheim das Leiden der Wohlhabenden auch hier vorrangig in Unzufriedenheit begründet sieht: Es drängt sich schon allein aufgrund der verwendeten Metaphorik auf, Parallelen etwa zu Kierkegaards Schwindel der Freiheit zu ziehen (vgl. Kapitel 1) und die subjektive Folge unbegrenzter Möglichkeiten als Kontingenzzangst aufzufassen: Während Arme im Hinblick auf epistemische Kontrolle doppelt abgesichert sind – das Spektrum und Niveau ihrer Wünsche wird einerseits durch ihre Möglichkeiten restringiert und andererseits in Gestalt des Erreichten der Reichen klar definiert –, besitzen Wohlhabende keine solchen orientierungsstiftenden Fixpunkte.²⁴

Neben schnellem sozialem Wandel stellen nach Durkheim also auch sozialstrukturelle Bedingungen eine Ursache für die Unterregulation von Bedürfnissen dar, wobei erneut sowohl Frustration als auch Kontingenzzangst als subjektive Erlebniskonsequenzen bestimmt werden können.

2.1.1.5 *Eheliche Anomie*

Bezieht sich Durkheim bis hierhin auf ökonomische Anomie, so behandelt er zusätzlich eine so genannte eheliche Anomie, wobei er zu einer kulturellen Argumentation zurückkehrt. Hier taucht Frustration, vor allem aber nun auch sehr deutlich Kontingenzzangst als Folge geringer sozialer Regulation auf. Die Institution der Ehe schützt (vor allem den Mann)²⁵ vor Suizid, „denn dadurch, daß sie

²³ Ähnliches gilt darüber hinaus auch für eine chronische Form der Anomie, die er insbesondere im Wirtschaftsbereich verortet, insgesamt aber als Kennzeichen der beginnenden Industrialisierung sieht: „Endlich ist die Entfesselung der Begierden infolge der Entwicklung der Industrie selbst und die fast unendliche Ausdehnung des Absatzmarktes noch verschärft worden. Solange der Erzeuger seine Produkte nur in der unmittelbaren Nachbarschaft absetzen konnte, war der überhitzte Ehrgeiz durch die geringen Verdienstmöglichkeiten begrenzt. Jetzt, wo er fast erwarten darf, die ganze Welt zum Kunden zu haben, wie sollten vor diesen grenzenlosen Perspektiven seine Begierden sich wie früher zügeln lassen? Daher die fieberhafte Betriebsamkeit in diesem Sektor der Gesellschaft, die sich auf alle übrigen ausgedehnt hat. Daher ist Krise und Anomie zum Dauerzustand und sozusagen normal geworden“ (ebd., S. 290).

²⁴ Diese Unendlichkeit von Möglichkeiten, die Durkheim hier für wohlhabende Schichten problematisiert, ist dann auch Bestandteil des Leidens unter den Bedingungen von Prosperität, ergänzt also auch dort das Argument chronischer Frustration angesichts unbegrenzter Bedürfnisse.

²⁵ Hier liefert Durkheim eine seiner Zeit gemäße Argumentation. Über Frauen befindet Durkheim, dass „allgemein gesprochen ihr geistiges Leben weniger entwickelt ist. Sie stehen in viel unmittelbarerem Zusammenhang mit den Forderungen des Organismus, sie folgen ihnen eher, als dass sie ihnen vorausgehen und finden darum in ihnen eine wirksame Bremse. Da die Frau ein viel instinktiveres Wesen ist als der Mann, braucht sie diesen Instinkten nur zu folgen, um Ruhe zu finden. Sie bedarf infolgedessen einer so engen Reglementierung wie der Ehe [...] nicht“ (ebd., S. 313). Durkheim drückt nun eine gewisse Dankbarkeit der Frau gegenüber aus: „Besonders die Monogamie ist immer wie ein Opfer hingestellt worden, das der Mann seinen

dem Mann die Verpflichtung auferlegt, sich nur an eine Frau zu binden, immer die gleiche, weist sie dem Liebesbedürfnis ein genau bestimmtes Objekt zu und verbietet den Blick über diesen Horizont hinaus. Von dieser Eindeutigkeit ist das moralische Gleichgewicht bestimmt, dessen sich der Ehegatte erfreut“ (ebd., S. 311). Solange der Einzelne „ohne Pflichtverletzung keiner anderen Befriedigung nachgehen kann als dieser ihm einzig gestatteten, beschränkt er seine Wünsche hierauf“ (ebd., S. 311). Dass auch die Frau zur Treue verpflichtet ist, hat darüber hinaus den Effekt, dass er sich ihrer sicher sein kann: „Seine Freuden sind zwar beschränkt, aber auch garantiert, und diese Gewißheit konsolidiert seine geistige Grundhaltung“ (ebd., S. 311). Die Verbindlichkeit der Ehe verschafft daher ein Gefühl der Sicherheit. Die Lage sei nun etwa beim Junggesellen anders: Auch dieser sei durch Unersättlichkeit gekennzeichnet, denn „über das Vergnügen hinaus, das man erlebt hat, stellt man sich weitere vor und will sie haben“ (ebd., S. 311) – allerdings führe dies zu Frustration: „Fortlaufend tauchen neue Hoffnungen auf, die dann enttäuscht werden und ein Gefühl des Überdresses und der Ernüchterung zurücklassen“ (ebd., S. 312). Und wieder zeigt sich hier das Moment der Ungewissheit: „Wie könnte die Begierde denn je ein festes Ziel finden, wenn sie nicht sicher ist, das zu behalten, was sie anzieht? Denn die Anomie ist zwiefach. Da einer sich nicht endgültig gibt, besitzt er auch nichts endgültig. Die Ungewißheit über die Zukunft, die mit seiner eigenen Entschlußlosigkeit verbunden ist, verurteilt ihn zu einer nicht endenden Geschäftigkeit. Das alles zusammen schafft einen Zustand von Unruhe, Erregung und Unzufriedenheit, durch den die Möglichkeit eines Selbstmordes realer wird“ (ebd., S. 312). Die Ungewissheit über die Dauer einer eingegangenen Beziehung und die Unfähigkeit zur Festlegung zwingt den Junggesellen also zu einer rastlosen Suche nach weiteren Partnern. Und genauso verhält es sich, wenn diese Ungewissheit mit der Möglichkeit der Scheidung auch in die Welt der ehelichen Beziehungen tritt, denn auch dann sei der Mann „umso weniger geneigt, sich an die Gegenwart zu halten, zumal die Befriedigung, die er hier findet, ihm keineswegs ganz sicher ist: die Zukunft ist noch weniger sicher. Niemand fühlt sich gefesselt von einem Band, das in jedem Augenblick von beiden Seiten zerrissen werden kann. Wenn man keinen sicheren Boden unter den Füßen fühlt, dann kann es nicht ausbleiben, dass die Blicke suchend in die Ferne schweifen“ (ebd., S. 313). Ungewiss-

polygamen Trieben gebracht hat, um die Lage der Frau in der Ehe zu erleichtern und zu verbessern. Wie immer die geschichtlichen Gegebenheiten waren, durch die er dazu gebracht wurde, sich diese Beschränkung aufzuerlegen, so profitiert er von der Ehe am meisten. [...] Die Frau hatte nicht dieselbe Veranlassung zu einem solchen Verzicht, und man kann hierzu behaupten, daß eigentlich sie das Opfer gebracht hat, als sie sich der gleichen Norm unterordnete“ (ebd., S. 318).

heit als Folge von Unterregulation bezieht sich im Hinblick auf die Ehe also insbesondere auf die Beständigkeit sozialer Beziehungen.

Gerade in diesem letzten von Durkheim untersuchten Bereich der Partnerschaftsbeziehungen zeigt sich, dass sowohl Frustration als auch Kontingenzzangst als emotionale Konsequenzen anomischer Bedingungen gelten können.

2.1.1.6 Zusammenfassung

Wesentlich, so lässt sich resümieren, ist für Durkheim – auch als Teil seiner Bemühungen um die Legitimierung und Etablierung der Soziologie als eigenständiger Disziplin – die Vorstellung, dass Menschen sozialer Normen bedürfen. Anomie, d.h. ein Mangel an einer normativen Regulation, hat ihm zufolge gravierende Konsequenzen, wobei auffällig ist, dass er hier eine Doppelargumentation im Hinblick auf die subjektive Erlebenskomponente anomischer Bedingungen verfolgt: Einerseits problematisiert er eine chronische Frustration infolge ungezügelter Bedürfnisse, andererseits verweist er immer wieder auch auf Bezugspunkte von Kontingenzzangst.

Hinweise auf Kontingenzzangst finden sich in allen von Durkheim besprochenen Bedingungen einer sozialen Unterregulation, d.h. als Resultat plötzlicher Veränderungen ökonomischer Verhältnisse, spezifischer sozialstruktureller Bedingungen sowie fehlender sozialer Institutionen wie der Ehe. So führt eine schnelle gesamtgesellschaftliche Veränderung der ökonomischen Verhältnisse zu normativer Unterbestimmtheit und Kontingenzzangst im Sinne einer Ungewissheit über angemessene Bedürfnisse, die sozialstrukturelle Positionierung sowie den Umgang mit diesbezüglichen Veränderungen. Im Hinblick auf sozialstrukturelle Aspekte sind Andeutungen zu Kontingenzzangst weniger ausgeprägt, mit diesem Konzept konsistente Argumente lassen sich jedoch mit einigem Auslegungsmut auch hier ausmachen. So sieht Durkheim die Voraussetzungen für Problemsituationen in unteren sozialen Lagen nicht gegeben, da niedrige sozio-ökonomische Positionen von sich aus das Spektrum von wahrgenommenen Möglichkeiten sowie Ansprüchen restringieren und die Lebensführung höherer Schichten klare Ziele absteckt, was Kontingenzzangst verhindert. In höheren sozialen Schichten ist dies anders, da eine fehlende normative Regulierung in Anbetracht strukturell nicht begrenzter Möglichkeiten eine Ungewissheit darüber mit sich bringt, welche Ziele und Anspruchsniveaus verfolgt werden sollen. Die deutlichsten Bezüge zu Kontingenzzangst stellt Durkheim jedoch im Zuge der Erörterung ehelicher Anomie her, indem er die Möglichkeit der Beendigung von partnerschaftlichen Beziehungen und die damit einhergehende Unsicherheit über deren Bestand als eine zentrale Ursache für Ungewissheit beschreibt. Insofern

lassen sich in Durkheims Erörterungen verschiedene Instanzen von Kontingenzzangst, etwa Schwindel der Freiheit angesichts unendlicher Möglichkeiten, Unklarheit über zu setzende Ziele und Ungewissheit in Bezug auf deren Angemessenheit sowie Unsicherheit über den Bestand sozialer Beziehungen, ausmachen.

2.1.1.7 Rezeption von Durkheims Anomietheorie als Erklärungsmodell für die Entstehung von Angst

Wenngleich sich gezeigt hat, dass Kontingenzzangst zuweilen sogar als die analytisch tragfähigere Komponente betrachtet werden kann, fokussiert Durkheim selbst in seinen Ausführungen zur Erklärung von Suizidraten vor allem den Enttäuschungsaspekt als Folge sozialer Unterregulation. In der Rezeption von Durkheims Anomietheorie verhält es sich allerdings umgekehrt: Hier wird im Hinblick auf die subjektiven Konsequenzen von Anomie vor allem Orientierungslosigkeit hervorgehoben. Eine mögliche Ursache hierfür mag darin liegen, dass Frustration auf einer von Durkheim angenommenen Unersättlichkeit beruht und damit auf ein Menschenbild verweist, das innerhalb der Soziologie keine prominente Stellung einnimmt, während Orientierungslosigkeit hier deutlich anschlussfähiger ist.

Denn gerade die Annahme eines Bedürfnisses nach epistemischer Kontrolle bildet das Fundament des in der Soziologie dominierenden Menschenbildes, das die Instinktarmut und Plastizität des Menschen betont (vgl. Rehberg 2010). Besonders deutlich wird diese Vorstellung sowie die daraus resultierende Durkheim-Rezeption im Ansatz von Luckmann und Berger (1967), die unter anderem im Rückgriff auf Arnold Gehlen eine anthropologisch bedingte Notwendigkeit sozial vermittelter epistemischer Kontrolle und Orientierung postulieren: “One may say that the biologically intrinsic world-openness of human existence is always, and indeed must be, transformed by social order into a relative world-closedness” (ebd., S. 69). Der Mangel an oder der Verlust von sozialen Normen stellt aus dieser Perspektive nicht vorrangig deshalb eine anomische Bedingung dar, weil Bedürfnisse nicht normativ reguliert werden und ständige Frustration vorprogrammiert ist, sondern vor allem, da in einem umfassenderen Sinne Orientierungs- und sinnstiftende Deutungsmuster fehlen. In diesem Sinne binden Berger und Luckmann in der Beschreibung der subjektiven Folgen eines solchen Verlusts bzw. relativen Mangels (in unverkennbarer Anlehnung an Heidegger) denn auch Durkheims Analyse von Anomie in ihren anthropologischen Bezugsrahmen ein: “On the level of meaning, the institutional order represents a shield against terror. To be anomic, therefore, means to be deprived of this shield and to be exposed, alone, to the onslaught of nightmare. While the horror of aloneness

is probably already given in the constitutional sociality of man, *it manifests itself on the level of meaning in man's incapacity to sustain a meaningful existence in isolation from the nomic constructions of society*" (Luckmann/Berger 1967, S. 119f. – Herv. d. Verf.).

Hier wird mitunter auch argumentiert, dass bereits Durkheim selbst insgesamt eher diese orientierungsstiftende Bedeutung sozialer Regulation betont habe. Hilbert (1986) etwa stellt Durkheims Selbstmordstudie in den Gesamtzusammenhang seines Werkes und bezieht dessen Postulat einer notwendigen gesellschaftlichen Regulierung ebenfalls allgemeiner auf eine notwendige Beschränktheit der Wahrnehmung der Realität. Dieser Aspekt sei insbesondere in seinen späteren Arbeiten präsent, in denen er darauf verweise, dass "the categories of thought that provide for a recognizable existence in an orderly world [...] derive from society and arise from the manner in which society regulates human experience" (Hilbert 1986, S. 3).

Ein solchermaßen erweitertes Verständnis sozialer Regulation, das sich auf eine anthropologisch bedingte Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit bezieht, prägt die Perspektive auf Durkheims Anomietheorie in mindestens dreierlei Hinsicht. Erstens hat soziale Regulation in seiner Theorie vor allem normativ-restriktiven Charakter: Präskriptive gesellschaftliche Normen sind für ihn, wenngleich sie freiwillig anerkannt sein müssen, vor allem Instrumente der Disziplinierung, derer der Einzelne um seines Wohlbefindens willen bedarf. Dieses präskriptive Moment wird nun durch die Betonung der deskriptiven Funktion sozialer Normen abgeschwächt. Zweitens stand für Durkheim die Regulation von Zielen im Vordergrund, die genannte Auslegung verallgemeinert nun den Regulationsbedarf, indem sie auf die anthropologische Notwendigkeit und generelle Bedeutung von Normen für die Orientierung verweist. Drittens schließlich bildet der Rekurs auf und die Betonung des Verlusts epistemischer Kontrolle als Folge anomischer Bedingungen zugleich die Brücke zwischen Anomie und (Kontingenz-)Angst. So bezeichnen etwa Berger und Luckmann die subjektive Seite von Anomie explizit als Angst (Luckmann/Berger 1967, S. 120, Fn. 75) und auch Hilbert postuliert: "In whatever form it comes, the absence of social constraint will have the consequence of cancelling the exteriority of experienced reality for the individual. [...] This phenomenon [...] and the ultimate outcome for the individual should be as classically hypothesized: anomic anxiety" (ebd., S. 9).

In der Rezeption von Durkheims Anomietheorie hat sich diese allgemeine orientierungsstiftende, deskriptive Bedeutung sozialer Normen als Kernthema durchgesetzt. Dies mag also erklären, weshalb Durkheim selbst Frustration in den Vordergrund rückt, während Analysen seiner Theorie eher Orientierungslosigkeit bzw. Angst als die primäre emotionale Konsequenz von Anomie be-

schreiben. Aus dieser Perspektive lässt sich Durkheims Anomietheorie dann als eine frühe Auseinandersetzung mit den sozialen Bedingungen von Kontingenzzangst lesen. Durkheims Verweis auf die Notwendigkeit sozialer Regulation und die Erklärung emotionaler Problemlagen als Folge eines Mangels hieran bilden, dies wird im Verlauf dieser Arbeit deutlich werden, ein grundlegendes Argumentationsmuster, auf das auch soziologische Ansätze, die sich explizit mit Angst beschäftigen, immer wieder zurückgreifen.

2.1.2 Merton – Anomie als Unterregulation von Mitteln

Mertons Ansatz repräsentiert die zweite klassische soziologische Anomietheorie. Auch hier lässt sich untersuchen, inwiefern sich Anknüpfungspunkte für eine Soziologie der Angst bieten, d.h., welche Formen von Angst sich finden lassen, welche Ursachen und soziologisch relevante Mechanismen thematisiert werden.

Eine solche Analyse sieht sich allerdings zunächst zwei Schwierigkeiten ausgesetzt. Zum einen ist Mertons Theorie auf der Makroebene angesiedelt und versucht vor allem, kulturelle und sozialstrukturelle Bedingungen mit gruppenspezifischen – insbesondere devianten – Verhaltensmustern in Verbindung zu bringen. Mertons Interesse gilt daher kaum – und noch weniger als bei Durkheim – der Ebene subjektiver Wahrnehmungen.²⁶ Die Bestimmung der subjektiven Korrelate von Anomie überlässt Merton stattdessen im Allgemeinen psychologischen Ansätzen.²⁷ Dieser Umstand erschwert zunächst die Suche nach angstbe-

²⁶ Hier ist kritisiert worden, dass Merton durch die Vernachlässigung der Ebene subjektiver Wahrnehmung in gewissermaßen behavioristischer Manier von äußeren Umständen ohne Berücksichtigung kognitiver und emotionaler Prozesse auf bestimmte Verhaltensweisen schließt (vgl. z.B. Agnew 1992, 2001). In jüngeren Stellungnahmen betont er zwar eine nicht-deterministische Sichtweise im Hinblick auf die von ihm angenommenen Mechanismen und betont grundsätzlich, dass sich Wahrnehmungs- und Handlungsmuster durchaus interindividuell unterscheiden können, beschäftigt sich jedoch nicht eingehender mit den dabei relevanten Faktoren und Mechanismen (Merton 1999). Insofern behandelt er die individuelle Wahrnehmung weiterhin als eine Art „Black Box“.

²⁷ Er übernimmt hierbei den Begriff der Anomia von Leo Srole (1956) und sieht dessen Skala als geeignetes Instrument zur Messung des subjektiven Aspekts von Anomie an (Merton 1963, S. 164ff.), ohne sich jedoch inhaltlich mit ihr zu befassen. Srole betrachtete insbesondere die Entfremdung von Anderen („Self-to-others alienation“ – Srole 1956, S. 711) als das zentrale Element in Durkheims Anomietheorie und verstand seine Skala als ein Instrument zu deren Messung. Der von ihm konzipierte Fragenkatalog umfasst eine Reihe sehr heterogener Items, die politische Machtlosigkeit, Mangel an interpersonellem Vertrauen, Pessimismus, Zukunftsängste sowie eine Einstellung zum „In-den-Tag-hinein-Leben“ beinhalten. Wohl vor allem aufgrund von Mertons Rezeption fand Sroles Skala in den 1950er und 1960er Jahren weite Verbreitung und wurde 1972 in den U.S. General Survey aufgenommen, so dass dieses Konzept zur führenden Variante der Messung individueller anomischer Zustände geworden ist. In ähnli-

zogenen Aspekten. Andererseits verweist er jedoch immer wieder auch auf subjektive Befindlichkeiten und zählt dabei unter anderem Angst explizit zu denjenigen Emotionen, die mit Anomie in Verbindung stehen (vgl. bereits Merton 1938, S. 680). Durch die Analyse der von ihm beschriebenen Randbedingungen und Mechanismen von Anomie lassen sich – so die These dieses Abschnitts – drei Anknüpfungspunkte für die Beschäftigung mit Angst rekonstruieren.

Die zweite Schwierigkeit besteht darin, dass stark umstritten ist, was in Mertons Ansatz unter Anomie verstanden werden soll. Widersprüche zwischen und Unklarheiten in den verschiedenen, zahlreichen Formulierungen Mertons haben hier dazu geführt, dass in der Literatur unterschiedliche Sachverhalte als Anomie verstanden werden, wobei die diesbezügliche Konfusion zusätzlich dadurch verschärft wird, dass er sich kaum mit dem Verhältnis zwischen seinem und Durkheims Anomiekonzept auseinandersetzt (vgl. Besnard 1990). Will man jedoch nach dem Zusammenhang zwischen Anomie und Angst suchen, benötigt man zunächst eine Vorstellung davon, was darunter verstanden werden soll.

2.1.2.1 *Anomiebegriff*

Zunächst lassen sich die grundlegenden Elemente in Mertons (1963/[1957])²⁸ Ansatz bestimmen, deren Zusammenspiel zur Erklärung sozialer Prozesse und der Entstehung von Anomie verwendet werden. Wesentlich ist hier vor allem die Unterscheidung zwischen der sozialen und kulturellen Struktur einer Gesellschaft. Die soziale Struktur ist dabei durch eine unterschiedliche Verfügbarkeit von Mitteln gekennzeichnet, während sich die kulturelle Struktur weiter in zwei Aspekte aufgliedert: Zum einen beinhaltet sie Vorstellungen von bestimmten Zielen, zum anderen definiert sie Normen im Hinblick auf die legitimen Mittel, die für die Erreichung dieser Ziele verwendet werden sollen. Diese drei Parameter bilden die Konstituenten seiner Theorie, wobei sich in der Sekundärliteratur nun drei Varianten finden, denen zufolge Anomie

- a. ein spezifisches kulturelles Ungleichgewicht in der Betonung von Zielen und Mitteln,

cher Weise haben eine Vielzahl anderer Autoren – oft ohne robuste theoretische Grundlage – versucht, anhand verschiedener Aspekte entweder Anomia selbst zu operationalisieren oder als Bestandteil umfassenderer theoretischer Konstrukte zu integrieren, wobei der semantische Gehalt von Anomia aufgrund der Heterogenität der jeweils verwendeten Items sowie unterschiedlicher begrifflicher Operationalisierungen zwischen den einzelnen Ansätzen erheblich schwankt, wobei nicht nur die Vergleichbarkeit, sondern auch die Reliabilität der jeweiligen Skalen zur Erhebung von Anomia gering ist (Bjarnason 2009).

²⁸ Die folgende Analyse bezieht sich vorrangig auf seine Erörterungen in „Social Theory and Social Structure“ von 1957, in dem er sein Anomiekonzept am ausführlichsten entfaltet.

- b. eine sozialstrukturell bedingte Diskrepanz zwischen kulturell vermittelten Zielen und den verfügbaren (legitimen) Mitteln oder
 - c. eine Form des Umgangs mit einer solchen Diskrepanz (Innovation, d.h. die Abwertung von Mittelnormen)
- kennzeichnet (vgl. Besnard 1990).

Für die Unklarheit darüber, welche Definition als angemessen betrachtet werden soll, sind wie erwähnt maßgeblich konzeptuelle Widersprüche, Vagheiten und Diskontinuitäten in Mertons Ausführungen verantwortlich, die eine Definition von Anomie schwierig, jedoch nicht unmöglich machen.²⁹ Im Folgenden soll angenommen werden, dass keine der genannten Bestimmungen zutrifft. Interpretation b) wird durch Mertons Ausführungen am wenigsten gedeckt und auch in jüngeren Formulierungen stellt er, indem er seinen Ansatz nun als „theory of anomie-and-opportunity-structures“ (Merton 1997, 1999) bezeichnet, klar, dass eine Diskrepanz zwischen Zielen und Mitteln nicht identisch mit oder konstitutiv für Anomie ist.³⁰ Auch die beiden anderen Varianten eignen sich nicht als Definitionen, wie im weiteren Verlauf anhand verschiedener Zitate Mertons noch deutlich werden wird.

Anomie soll hier stattdessen im Rückgriff auf den etymologischen Kern des Begriffs zunächst als ein Zustand der Regellosigkeit verstanden werden, der, wie schon bei Durkheim, auch bei Merton einen zentralen konzeptuellen Bezugspunkt darstellt. Die drei genannten Bestimmungsversuche werden dabei als Zustände und Prozesse aufgefasst, die für die Entstehung von Anomie von zentraler

²⁹ Besnard (1990) zeigt etwa, dass die Verwendung der Begriffe „soziale Struktur“ und „kulturelle Struktur“ zwischen verschiedenen Formulierungen Mertons und damit die Bestimmung von Anomie variiert. Ein damit zusammenhängendes Problem liegt in der Bedeutung des Begriffs „Mittel“ und seiner Beziehung zu sozialen Normen. Besnard weist auch hier auf Widersprüche hin, indem er zeigt, wie Mertons Bestimmung dieses schon innerhalb von einzelnen Texten schwankt: Wird es zunächst als institutionalisierte Normen bezeichnet, verwendet Merton später den Begriff der institutionalisierten Mittel und bezieht sich schließlich auf den Zugang zu Mitteln. Diese Unklarheiten führen dazu, dass offen bleibt, ob Anomie ein Ungleichgewicht zwischen den Elementen der kulturellen Struktur – Ziele und institutionalisierte Mittel/Normen – oder eine Diskrepanz zwischen den kulturellen Zielen und den sozialstrukturell ungleich verteilten Mitteln darstellt. Im Hinblick auf die erstgenannte Auslegung bleibt darüber hinaus unklar, ob ein Ungleichgewicht zwischen der normativen Betonung der Ziele und der normativen Schwäche von Mitteln konstitutiv für oder das Resultat von Anomie ist. Schließlich weist Besnard auf Formulierungen hin, in denen Anomie und Innovation bzw. deviantes Verhalten derart miteinander verschränkt seien, dass beide in der Sekundärliteratur häufig synonymisiert würden.

³⁰ Hieran anknüpfend ist denn auch vorgeschlagen worden, in Mertons Ansatz zwei Theorien zu unterscheiden: Zum einen finde sich dort eine Theorie der Anomie, zum anderen auch eine Spannungstheorie (strain theory), die sich auf die Diskrepanz zwischen Zielen und den verfügbaren Mitteln sowie den Umgang mit dieser Diskrepanz bezieht (vgl. Featherstone/Deflem 2003, Marwah/Deflem 2006). Hiermit wird Mertons Ansatz auch anschlussfähig an andere Versionen von Spannungstheorien (z.B. Agnew 2001).

Bedeutung sind. Die grundlegende Argumentation lautet dabei vereinfacht: Wenn bestimmte Ziele kulturell sehr stark betont werden (a), kann dies oder der Umstand, dass die legitimen Mittel zu ihrer Erreichung sozialstrukturell bedingt oft nicht in ausreichendem Umfang vorhanden sind (b), dazu führen, dass Normen im Hinblick auf die legitimen Mittel zur Erreichung dieser Ziele nicht länger anerkannt werden (c), so dass ein Zustand der Regellosigkeit, d.h. Anomie, entsteht.

Die Konsistenz dieser Arbeitsdefinition mit Mertons Ansatz kann vom Leser in den folgenden Ausführungen geprüft werden; wichtig ist an dieser Stelle zunächst vor allem, dass mit dieser Trennung zwischen Anomie als einem Zustand der Regellosigkeit und ihren Bedingungen nun begonnen werden kann, angstrelevante Aspekte in seiner Theorie herauszuarbeiten.

2.1.2.2 Kontingenzangst I und kulturelles Ungleichgewicht

Als Ausgangssituation kann zunächst ein gesellschaftlicher Zustand gesehen werden, in dem bestimmte Ziele stark betont werden, während die legitimen Mittel, die zu ihrer Erreichung verwendet werden sollen, weniger intensiv unterstrichen werden. Eine solche Gesellschaft ist durch ein Ungleichgewicht in der kulturellen Struktur gekennzeichnet, d.h. durch eine Überbetonung von Zielen und eine entsprechende Unterbetonung von Mitteln. Dieser Zustand ist problematisch, denn “the sole significant question becomes: Which of the available procedures is most efficient in netting the culturally approved value? The technically most effective procedure, whether culturally legitimate or not, becomes typically preferred to institutionally prescribed conduct. As this process of attenuation continues, the society becomes unstable and there develops what Durkheim called ‘anomie’ (or normlessness)” (Merton 1963, S. 135). Merton verdeutlicht diese Vorstellung am Beispiel sportlichen Wettbewerbs, der, wenn allein der Erfolg zählt, in der Verwendung der effizientesten und nicht unbedingt der legitimen Mittel mündet. Auch die US-amerikanische Gesellschaft seiner Zeit sieht er durch eine besonders starke Betonung des materiellen Erfolgs³¹ gekennzeichnet, ohne dass dieser eine gleichwertige Betonung der zu seiner Erreichung legitimen Mittel gegenüberstünde. Ein solcher Zustand ist problematisch, denn wenn man nicht mehr davon ausgehen kann, dass die sozialen Ver-

³¹ Hier wurde bemängelt, dass Merton andere Ziele als monetären Wohlstand bzw. Erfolg negiere (Agnew 1992, 2001, Bohle et al. 2004). Merton konzentriert sich zwar vornehmlich auf diese, verweist jedoch an verschiedenen Stellen deutlich darauf, dass sein Ansatz prinzipiell auf alle Arten von Zielen angewendet werden kann (vgl. insbesondere Merton 1963, S. 157 und S. 181).

haltensregeln eingehalten werden und nur noch der Erfolg zählt, dann weiß man nicht mehr, auf welche (im doppelten Sinne:) Mittel andere Sportler zurückgreifen werden oder auf welche Weise (hier hat Merton vor allem kriminelles Verhalten im Sinn) andere versuchen werden, zu materiellem Erfolg zu gelangen. Darauf verweist Mertons schon in seinem klassischen Aufsatz „Social Structure and Anomie“ von 1938: “Whatever the sentiments of the writer or reader concerning the ethical desirability of coordinating the means-and-goals phases of the social structure, one must agree that lack of such coordination leads to anomie. Insofar as one of the most general functions of social organization is to provide a basis for *calculability and regularity of behavior*, it is increasingly limited in effectiveness as these elements of the structure become dissociated. At the extreme, *predictability virtually disappears and what may be properly termed cultural chaos or anomie intervenes*” (Merton 1938, S. 682 – Herv. d. Verf.).

Diesen Ausführungen lässt sich zweierlei entnehmen. Zum einen beschreibt Merton Anomie hier deutlich als einen Zustand der Regellosigkeit, der daraus resultiert, dass die Mitglieder einer Gesellschaft Mittel- bzw. Verhaltensnormen aufgrund einer zu starken Betonung von Zielen nicht länger anerkennen. Zum anderen findet sich der erste grundlegende Anknüpfungspunkt für Kontingenzangst in Mertons Theorie, die darin besteht, dass das Verhalten anderer aufgrund dieser fehlenden Anerkennung von Mittelnormen unvorhersehbar wird.

2.1.2.3 Konkrete Angst und Ziel-Mittel-Diskrepanzen

Die beiden übrigen angstbezogenen Momente finden sich nun in den Ausführungen zur Bedeutung der Sozialstruktur, die in Mertons Ansatz eine zentrale Rolle spielt. Beziehen sich die bisherigen Erörterungen auf gesamtgesellschaftliche Disbalancen zwischen den Elementen der kulturellen Struktur, so stellt Merton zusätzlich eine Verbindung zu sozialstrukturellen Verhältnissen her: “Anomie is [...] conceived as a breakdown in the cultural structure, occurring particularly when there is an acute disjunction between the cultural norms and goals and the socially structured capacities of members of the group to act in accord with them” (Merton 1963, S. 162).

Bevor gefragt wird, wie man sich den Zusammenhang zwischen sozialstrukturellen Gegebenheiten und dem Zusammenbruch der kulturellen Struktur im Sinne der oben genannten Regellosigkeit vorstellen kann, lässt sich hier zunächst grundlegend feststellen: Die Möglichkeiten, kulturelle Ziele mithilfe allgemein akzeptierter Mittel zu erreichen, sind sozial ungleich verteilt, d.h., die Chancen schwinden, je weniger solcher Mittel zur Verfügung stehen. Damit ergibt sich ohne Umwege der zunächst triviale Bezugspunkt konkreter Angst: Akteure, die

nicht über die nötigen legitimen Mittel verfügen, müssen befürchten, ihre Ziele nicht zu erreichen.³² Daraus lässt sich in Mertons thematischem Bezugsrahmen zum einen die Annahme ableiten, dass Angst infolge variierender Mittelverfügbarkeit sozialstrukturell ungleich verteilt ist. Zum anderen, und das ist ein zentraler Bestandteil in Mertons Theorie, unterliegt die Angstentstehung aber auch dem Einfluss der kulturellen Struktur, da diese die Art und Wichtigkeit von Zielen bestimmt. Je stärker etwa die kulturelle Betonung von Zielen ausgeprägt ist, desto größer sollte demnach auch die Angst sein. So gelte etwa in einer Gesellschaft, "which makes one's social status largely dependent upon one's achievements", dass "[...] as has so often been observed, this ceaseless competitive struggle produces acute status-anxiety" (Merton 1963, S. 150). Hier nimmt Merton also unabhängig von der Mittelverfügbarkeit an, dass die starke kulturelle Betonung von durch Wohlstand erreich- und dokumentierbarem sozialen Status und das ständige Ringen hierum zu der Angst führt, den erwünschten Status möglicherweise nicht zu erreichen bzw. ihn eventuell zu verlieren (vgl. auch Mertons Zitat in den Ausführungen zu Ritualismus). Die Angstentstehung beruht insofern auf dem spezifischen Zusammenspiel dieser beiden prinzipiell unabhängig voneinander variierenden Variablen. Damit gilt insgesamt: Je niedriger die sozialstrukturelle Position ist, und je stärker materielle Ziele kulturell betont werden, desto größer ist die konkrete Angst, diese Ziele nicht zu erreichen.

2.1.2.4 *Kontingenzangst II und der Umgang mit Ziel-Mittel-Diskrepanzen*

Wie beschrieben, beruht konkrete Angst auf der Aussicht, bestehende Ziele mithilfe der verfügbaren legitimen Mittel nicht zu erreichen. Hiermit ist die dritte Referenz auf Angst unmittelbar verbunden, denn der Betroffene steht in dieser Situation vor einem Dilemma: Gleich, was er tut, er kann nicht gleichzeitig die Ziele und die legitimen Mittel als Orientierungspunkte aufrechterhalten. In einer solchen Situation steht der Einzelne also in einer Situation der Ungewissheit, in der sich die Frage stellt, wie bisher gültige Auffassungen zu Zielen und Mitteln zukünftig zu bewerten seien (vgl. auch Hilbert 1986). Die Situation einer Diskrepanz zwischen Zielen und der Verfügbarkeit von legitimen Mitteln kann insofern auch als eine Ursache von Kontingenzangst in Bezug auf die Gültigkeit von Zielen und Mitteln beschrieben werden.

Merton widmet sich nun systematisch den Möglichkeiten, mit dieser Diskrepanz umzugehen, die aus dieser Perspektive als Strategien der (konkreten und

³² Daneben kann etwa, abhängig von der zeitlichen Perspektive, auch Frustration zu diesen Folgen gezählt werden. Für die folgenden Ausführungen ist diese Unterscheidung jedoch nicht wesentlich.

Kontingenz-)Angstbewältigung begriffen werden können. Er unterscheidet hier vier Varianten, die sich aus Kombinationen des Aufgebens/Entwertens von bzw. Beharrens auf den kulturellen Vorstellungen in Bezug auf Ziele und zu verwendende Mittel ergeben:³³

- Konformität: Als häufigste Reaktion sieht Merton Konformität an, d.h. den fortdauernden Versuch, die kulturellen Ziele unter Verwendung der legitimierten Mittel zu erreichen. Da er, wie er schreibt, vor allem an deviantem Verhalten interessiert ist, betrachtet Merton diese Anpassung nicht detailliert (Merton 1963, S. 141). Genau genommen stellt dieser Modus keine Bewältigung dar, weil die beschriebene Spannung unverändert bestehen bleibt.
- Rückzug: Diese Anpassung, die er als die seltenste beschreibt, besteht in der Ablehnung beider Aspekte. Diejenigen, die diese Bewältigung vornehmen – “psychotics, autists, pariahs, outcasts, vagrants, vagabonds, tramps, chronic drunkards, drug addicts” (Merton 1963, S. 153) – flüchten durch Ablehnung von Zielen und Mitteln vor der Situation. Sie sind für Merton nicht nur die zahlenmäßig kleinste Gruppe, er hält diese Bewältigung zudem eher für eine private als eine kollektive und schließlich zählt er diejenigen, die ihre Situation auf diese Weise bewältigen, nicht mehr zur Gesellschaft, sondern als lediglich noch in ihr Befindliche. Wohl aus diesen Gründen ist diese Gruppe für ihn analytisch wenig relevant.

Damit bleiben Innovation und Ritualismus als Bewältigungsvarianten im engeren Sinne übrig, die eine Auflösung des Konflikts durch eine Bedeutungsminderung eines seiner Elemente beinhalten.

- Innovation: Im Anpassungsmodus der Innovation werden die Ziele beibehalten, die Anerkennung von kulturell legitimierten Mitteln zu ihrer Erreichung aber verweigert – d.h.: auch alternatives, z.B. kriminelles Verhalten, wird nun in Betracht gezogen.
- Ritualismus: Diese Variante stellt die Komplementärvariante der Bewältigung durch Innovation dar, wobei die legitimierten Mittel nicht infragegestellt und stattdessen das Anspruchsniveau gesenkt wird. Die dahinter liegende Logik beschreibt er folgendermaßen: “[...] high ambitions invite frustration and danger whereas lower aspirations produce satisfaction

³³ Eine fünfte Variante, Rebellion, verfolgt dagegen das Ziel, eine andere kulturelle Struktur zu institutionalisieren und fällt aus Mertons Rahmen, da er vorrangig Adaptionsvarianten innerhalb der bestehenden kulturellen Struktur untersuchen möchte (Merton 1938, S. 676).

and security. It is a response to a situation which appears threatening [...]” (Merton 1963, S. 150).³⁴

Innovation als Form der Bewältigung widmet Merton aus gutem Grund besondere Aufmerksamkeit, denn sie stellt offenkundig das Bindeglied zwischen den spannungs- und den anomietheoretischen Komponenten in seinem Ansatz dar: Die Anpassung durch Entwertung der legitimen Mittel bedeutet eine Nichtanerkennung diesbezüglicher Normen – und die daraus resultierende Regellosigkeit ist gerade das Kennzeichen von Anomie.

Merton vermutet nun eine spezifische sozialstrukturelle Verteilung der beiden letztgenannten Bewältigungsformen, deren Begründung im vorliegenden Kontext von besonderem Interesse ist: Innovation (Abwertung der legitimen Mittel) sieht er vor allem in unteren Lagen als wahrscheinlich an, während er Ritualismus (Abwertung der Ziele) der unteren Mittelschicht zuschreibt. Die Abwertung von legitimen Mitteln als Bewältigung in niedrigen sozioökonomischen Lagen ergibt sich aus der oben genannten Ausgangssituation einer gesellschaftlichen Überbetonung von Zielen, die Merton als über soziale Strata homogen verteilt annimmt. Unter diesen Voraussetzungen erzeuge eine Diskrepanz zwischen kulturellen Zielen und den sozialstrukturellen Möglichkeiten ihrer Erreichung mit legitimen Mitteln einen “strain towards the breakdown of the norms, toward normlessness” (Merton 1963, S. 163).³⁵

Anders stellt sich die Lage nun allerdings in der unteren Mittelschicht dar. Auch sie ist bei Merton Teil einer Kultur, die die Ziele stark betont, und sie ist durch ein relatives Unvermögen gekennzeichnet, diese auf legitimen Wegen zu erreichen. Er nimmt jedoch an, dass gerade dort die Verwendung legitimer Mittel im Sozialisationsprozess verhältnismäßig stark betont würde, so dass eine stärkere Bindung an sie vorliege. Aus diesem Grund tendiere diese Gruppe bei der Anpassung eher zu einer Entwertung der Ziele. Merton nimmt hier also ein schichtspezifisches Bewältigungsverhalten an, das nicht nur auf der Verteilung der kulturellen Betonung von Zielen, sondern auch auf der Betonung von legitimen Mitteln beruht.

³⁴ Hier wird deutlich, dass auch Merton selbst die Anpassungsvarianten als Formen der Bewältigung konkreter Angst beschreibt.

³⁵ Damit will Merton also gerade nicht behaupten, dass Armut allein zu Innovation – und damit unter anderem zu Kriminalität – führt, sondern zum Ausdruck bringen, dass erst die Kombination einer Diskrepanz zwischen Mitteln und Zielen mit einer ausgeprägten und homogen verteilten kulturellen Betonung materiellen Wohlstands einen Druck in diese Richtung hervorruft. In anderen – hier verweist er auf „südosteuropäische“ – Gesellschaften, bestünde in unteren sozialen Lagen eine geringere Neigung zu deviantem Verhalten, weil dieses Ziel dort nicht in allen Schichten gleichermaßen stark betont werde und der kulturelle Druck, es unter allen Umständen zu erreichen, geringer sei (ebd., S. 147).

Diese Annahmen lassen sich analytisch fruchtbar machen, denn auf Basis dieser Erörterungen können nun der spezifische Charakter dieser Kontingenzzangst, die Rahmenbedingungen ihrer Auflösung sowie die sozialen Bedingungen ihres Ausmaßes präziser bestimmt werden. Merton verweist auf die kulturelle Betonung und schichtspezifische Bindung an bestimmte Mittelnormen und macht damit deutlich, dass diese Normen Ziele darstellen, die als wichtig erachtet werden und damit zugleich auch bedroht werden können. Der spezifische Charakter dieser Form von Kontingenzzangst kann daher präzisiert und als Zielkonflikt bestimmt werden. Die Art der Bewältigung von Kontingenzzangst lässt sich aus dieser Perspektive als Funktion der relativen Gewichtung beider Ziele verstehen. Wenn materielle Ziele als besonders wichtig betont werden, dann sind sie weitgehend resistent gegenüber ihrer Entwertung, und die Bewältigung erfolgt tendenziell über die Absage an das Ziel der Verwendung legitimer Mittel. Wenn dagegen vor allem diese legitimen Mittel als zentral angesehen werden, so wird der Zielkonflikt eher aufgelöst, indem die Ziele aufgegeben oder abgeschwächt werden. Die Bewältigungstendenz wird damit von dem (kultur- und schicht-)spezifischen Betonungsverhältnis beider Komponenten beeinflusst: Je stärker eine Seite des Spannungsverhältnisses betont wird, desto wahrscheinlicher ist eine Konfliktlösung durch Entwertung der anderen Komponente.³⁶

Aus dieser Logik ergeben sich gleichzeitig Annahmen über das Ausmaß dieser Form von Kontingenzzangst. Dieses hängt von der relativen Balance in der Betonung von Zielen und Mitteln ab: Je gleichwertiger materielle Ziele und die sozialen Normen zur Verwendung legitimer Mittel betont werden, desto größer ist die Kontingenzzangst – je einseitiger dagegen die Betonung ausfällt, desto geringer ist sie. Dies impliziert, dass entstehende Diskrepanzen vor allem in denjenigen sozialen Lagen (oder auch Kulturen) verstärkt Kontingenzzangst auslösen, in denen – wie bei Mertons unterer Mittelschicht – beide Ziele in ähnlicher Weise betont werden. Mit der Berücksichtigung der Wichtigkeit von Mittelnormen ist damit (neben der Wichtigkeit der Ziele und der Verfügbarkeit von Mitteln) eine weitere Variable gegeben, mit deren kultureller und sozialstruktureller Verteilung die Entstehung und das Ausmaß von Kontingenzzangst variiert.

2.1.2.5 Zusammenfassung

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich in Mertons Theorie Anhaltspunkte für die sozialen Ursachen und Konsequenzen von Angst finden las-

³⁶ Hier wird gleichzeitig ein zirkuläres Element in Mertons Theorie deutlich: Die Abwertung von Mittelnormen basiert in gewisser Weise auf einer bereits bestehenden relativen Überbetonung von Zielen bzw. Unterbetonung von Mittelnormen und wird durch diese begünstigt.

sen, wobei drei Varianten der Angst ausgemacht werden können: Sie taucht auf als konkrete Angst um die Erreichung von materiellen Zielen, als Kontingenzangst in Bezug auf die Gültigkeit der Elemente der kulturellen Struktur sowie als Ungewissheit über das Verhalten anderer. Im Hinblick auf die Ursachen und Konsequenzen dieser Ängste können spezifische Konstellationen der kulturellen Betonung und des sozialstrukturellen Vorliegens von Mitteln und Zielen gelten, wobei sich ein spezifisches Zusammenspiel ergibt: Diskrepanzen zwischen kulturell vermittelten Zielen und der sozial ungleich verteilten Verfügbarkeit von Mitteln zu ihrer Erreichung führen zu konkreter Angst; gleichzeitig entsteht Kontingenzangst im Hinblick auf die Frage, ob die Ziele oder die Mittelnormen aufrechterhalten werden sollen. Dieser Konflikt wird je nach relativem kulturellen Betonungsverhältnis (auch in den verschiedenen Strata) zu einer der beiden Seiten hin aufgelöst. Die massive gesellschaftliche Verbreitung einer spezifischen Form der Bewältigung dieses Konflikts, der Entwertung von Mitteln, führt zu Anomie und Kontingenzangst im Sinne eines Verlusts der Vorhersagbarkeit des Verhaltens anderer.

Insgesamt zeigt sich, dass aus Mertons Ansatz einige Erkenntnisse gewonnen werden können, die auf die Bedeutung kultureller Betonungen und sozialstruktureller Bedingungen für die Entstehung und Bewältigung sowohl von konkreter Angst als auch von Kontingenzangst hinweisen. Wie im Verlauf dieser Arbeit deutlich werden wird, beinhaltet Mertons Anomietheorie, wenngleich sie für die Analyse anderer Phänomene konzipiert wurde, einige Aspekte, die sich für einen systematischen Zugang zur Erklärung und Beschreibung von Angstprozessen als zentral erweisen werden. Hierzu gehören insbesondere der Verweis auf Ziel-Mittel-Diskrepanzen, die kulturell und sozialstrukturell variierende Betonung von Zielen sowie verschiedenartige Möglichkeiten der Angstbewältigung.

2.1.2.6 Zwischenfazit: Angst in den Anomietheorien Durkheims und Mertons

Aus Durkheims und Mertons Anomietheorien lassen sich, das haben die vorangegangenen Ausführungen gezeigt, einige erste für die vorliegende Untersuchung wesentliche Erkenntnisse gewinnen. In diesen Ansätzen können verschiedene Formen und Bezugspunkte, Ursachen und Bewältigungsarten rekonstruiert sowie Aussagen zur sozialen Verteilung von Angst und deren Bewältigung ausgemacht werden.

Zunächst kann festgehalten werden, dass sich in beiden Anomietheorien primär Bezüge zu dem Konzept der Kontingenzangst herstellen lassen, deren Hauptursache in einer – kulturell oder sozialstrukturell bedingten – sozialen

Unterregulation durch soziale Normen besteht. Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene besteht das wesentliche Argument bei Durkheim darin, dass unter diesen Umständen eine Begrenzung von Zielen fehlt, was zu Ungewissheit – etwa über die angemessene soziale Positionierung, Art und Ausmaß von zu verfolgenden Zielen sowie den Bestand sozialer Beziehungen führt. Bei Merton stellen sich dagegen die Mittel als unbeschränkt dar, was Unsicherheit in Bezug auf das Verhalten anderer zur Folge hat.

Im Hinblick auf die Bedeutung der Sozialstruktur kommen beide zu unterschiedlichen Ergebnissen. Auffällig ist, dass Durkheim in oberen, Merton dagegen in unteren sozialen Lagen Probleme vorliegen sieht. Hier machen sich wesentliche Unterschiede zwischen beiden Anomieansätzen bemerkbar. Für beide gilt zwar zunächst Durkheims Annahme: „Niemand kann sich wohlfühlen, ja überhaupt nur leben, wenn seine Bedürfnisse nicht mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln einigermaßen in Einklang stehen“ (Durkheim 1987, S. 279). Das Verhältnis zwischen Zielen und Mitteln und die Bedeutung der Sozialstruktur stellt sich jedoch bei beiden sehr unterschiedlich dar: “Where Durkheim describes individuals uncertain of what they should do, so open is the horizon of possibilities, Merton presents actors as certain of the goals to be attained but whose aspirations are blocked by a situation in which the possibilities of success are closed” (Besnard 1990, S. 253). Durkheims Ausgangssituation besteht insofern darin, dass in oberen Lagen frei schwebende Ziele von gegebenen Mitteln nicht beschränkt werden, während er in unteren Lagen eine durch höhere Schichten gewährleistete Zielorientierung sowie eine Selbstbescheidung aufgrund begrenzter Mittel annimmt. Bei Merton sind die Ziele dagegen für alle klar definiert, in unteren Schichten aber aufgrund fehlender Mittel nicht realisierbar. Für Durkheim stellen sozialstrukturelle Beschränkungen damit eine Lösung, für Merton ein Problem dar.³⁷ Die geringe Mittelverfügbarkeit in unteren Lagen lässt sich dabei in Mertons Ansatz zum einen als Bedingung für konkrete Angst interpretieren, zum anderen entsteht hier in Abhängigkeit von ihrer jeweiligen Betonung eine weitere Form der Kontingenanzangst, die sich auf die Gültigkeit von Ziel- und Mittelnormen bezieht.

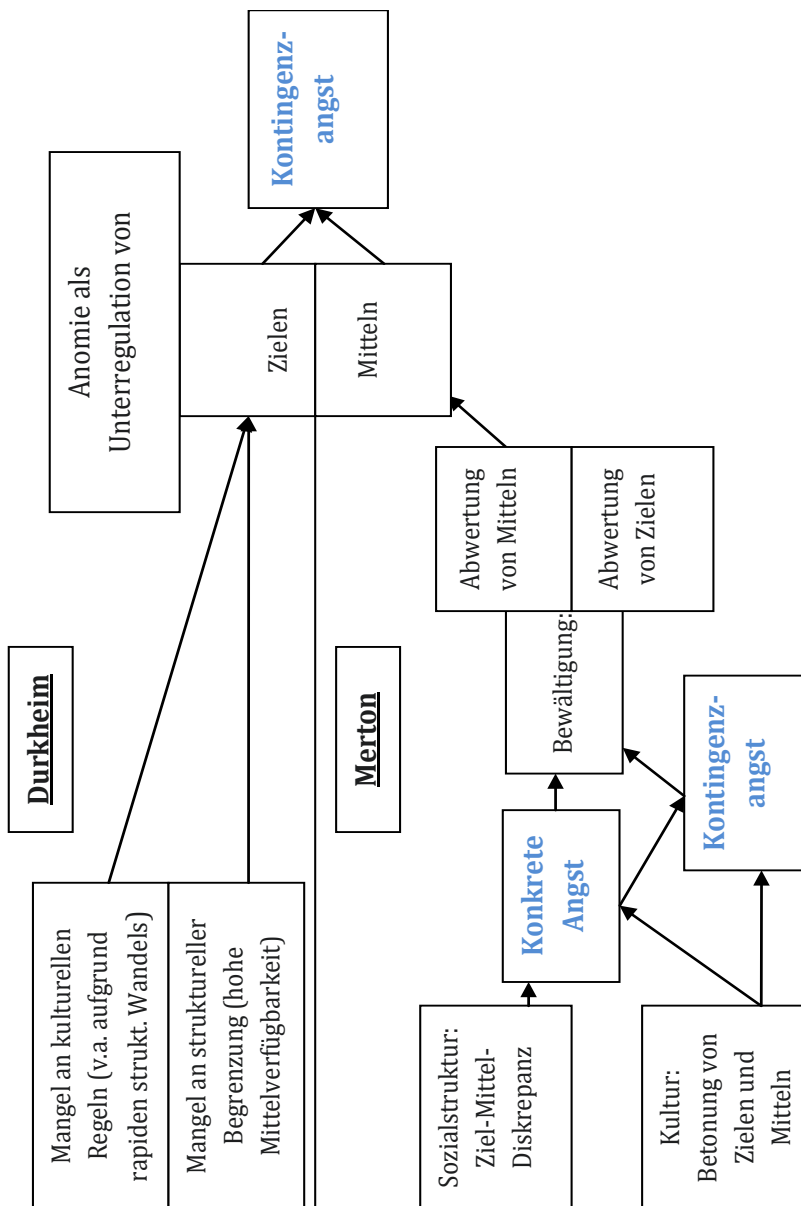
Schließlich geben anomietheoretische Ansätze auch Auskunft über die Bewältigung von Angst. Bei Durkheim stellt sie, sofern man Angst hier als zweite

³⁷ Aufgrund unterschiedlicher Ausgangslagen nimmt Durkheim einen engen und vor allem gleichgerichteten Zusammenhang zwischen Zielen und Mitteln an: Je höher die Position (d.h. je mehr Mittel), desto grenzenloser die Ziele. Von dieser Problemlage der oberen Schichten denkt er nach unten und sieht in einer geringen Mittelverfügbarkeit eine kognitive und emotionale Entlastung, weil sie eine strukturelle Zielregulation gewährleistet: Je weniger Mittel, desto niedriger die Ansprüche. Merton hat dagegen vor allem niedrige soziale Positionen und bestehende Diskrepanzen zwischen Zielen und Mitteln im Blick, so dass Ziele und Mittel bei ihm schon aufgrund dieser Ausgangsperspektive unabhängig voneinander variieren können.

zentrale emotionale Konsequenz einer Unterregulation versteht, das forschungsleitende Explanandum seiner Studie dar: Suizid. Merton dagegen unterscheidet verschiedene Formen der Bewältigung, die sich aus der Auf- oder Abwertung von Zielen und Mitteln bei Ziel-Mittel-Diskrepanzen ergeben. Durch diese kognitiven Prozesse wird zunächst Kontingenzangst aufgelöst, die eine unmittelbare Aufhebung konkreter Angst bedingt oder Handlungsoptionen generiert, mithilfe derer diese bewältigt werden kann. Auch für die Bewältigung ist eine spezifische sozialstrukturelle Verteilung anzunehmen, die mit dem in einer sozialen Lage bestehenden Betonungsverhältnis zwischen Zielen und Mittelnormen zusammenhängt.

Die grundlegenden Zusammenhänge zwischen Anomie bzw. ihren Bedingungen und Angst sind in Abbildung 2 noch einmal überblicksartig dargestellt. Insgesamt kann festgehalten werden, dass Anomie als eine soziale Unterregulation in beiden Ansätzen als zentrale Bedingung für die Entstehung von Kontingenzangst verstanden werden kann. Die Ursachen von Anomie wiederum sind vielfältig und ergeben sich – insbesondere bei Merton – aus einem komplexen wechselseitigen Bedingungsverhältnis aus kulturellen und sozialstrukturellen Faktoren, das auf weitere Angstformen und -ursachen verweist. Im nächsten Abschnitt soll nun geklärt werden, ob die Weiterentwicklung des Anomieansatzes von Heitmeyer und Kollegen ein Modell bereitstellt, das einer weiteren Systematisierung der sozialen Bedingungen von Angst aus einer anomietheoretischen Perspektive dienlich sein kann.

Abbildung 2: Zusammenhang zwischen Bedingungen von Anomie und Angst bei Durkheim und Merton



2.1.3 Heitmeyer

Der Ansatz der Forschergruppe um Heitmeyer tritt mit dem Anspruch an, die anomietheoretischen Konzepte Durkheims und Mertons aufzugreifen, weiterzuentwickeln und für die Analyse anomischer Tendenzen in modernen Gesellschaften fruchtbar zu machen. Gerade das Anomiekonzept betrachten sie als geeigneten Ausgangspunkt zur Beschreibung moderner Gesellschaften. In ihrer Beobachtung sind Modernisierungsprozesse³⁸ – hier wenden sie sich dezidiert gegen deren Beschreibung als Kapazitätserweiterung und Autonomiesteigerung – vor allem durch „schnelle, ungerichtete, ungleichzeitige und widersprüchliche Entwicklungen“ (Bohle et al. 2004, S. 59) gekennzeichnet und weisen starke anomische Tendenzen auf, die Probleme der Sozial- und Systemintegration mit sich bringen. Angst stellt dabei einen zentralen Bezugspunkt ihrer Beobachtung dar, wie bereits in Heitmeyers Einleitung zu demjenigen Sammelband deutlich wird, der auch den theoretischen Grundriss ihres Ansatzes enthält: „Bisher dominierende kulturelle, religiöse und familiäre Orientierungsmaßstäbe sind ins Schwanken geraten, das Misstrauen in die Funktionsfähigkeit der Demokratie steigt, Zukunftsängste machen sich in immer stärkerem Maße breit, zumal die soziale Ungleichheit rapide wächst. Der rasante gesellschaftliche Wandel in den letzten Jahren – stichwortartig lassen sich hier die Wiedervereinigung, der Zusammenbruch des politischen Systems im Osten, die Globalisierung von Kapital und Kommunikation, die Massenarbeitslosigkeit sowie die kulturellen, religiösen und ethnischen Auseinandersetzungen anführen – hat zu einer grundlegenden Verunsicherung und Ratlosigkeit geführt, die alle Bereiche der Gesellschaft durchdringen und deren individuell wie kollektiv zerstörerische Folgen bislang kaum angemessen wahrgenommen und diskutiert wurden“ (Heitmeyer 1997, S. 10). Im Folgenden soll das von dieser Forschergruppe, insbesondere in einem Aufsatz von Bohle, Heitmeyer, Kühnel und Sander (Bohle et al. [1997]2004), entwickelte Anomiekonzept kurz dargelegt und dabei untersucht werden, inwiefern sich dieses als analytischer Rahmen anbietet, um die beiden bisher erörterten Anomietheorien zu integrieren und zu einer Systematisierung der darin enthaltenen – und möglicherweise auch darüber hinausgehender – Ursachen von Angst beizutragen.

³⁸ Unter Modernisierung verstehen sie dabei in Anlehnung an Wolfgang Zapf eine Entwicklung „von einfachen und armen Agrargesellschaften zu komplexen, differenzierten und reichen Industriegesellschaften [...], die nach innen und außen ein bestimmtes Maß an Selbststeuerungsfähigkeit besitzen“ (Bohle et al. 1997, S. 53).

2.1.3.1 *Anomiebegriff*

Ihr Anomiekonzept verstehen die Autoren, wenngleich auch Durkheimische Überlegungen immer wieder eine zentrale Rolle spielen, vor allem als Weiterentwicklung von Mertons Ansatz, wobei sie vor allem zwei Modifikationen vorschlagen, um das Anomiekonzept für moderne Gesellschaften furchtbar zu machen. Zum einen halten sie eine Erweiterung des Spektrums möglicher Ziele sowie der Konsequenzen von Diskrepanzen über die von Merton vor allem untersuchten materiellen Ziele und Formen abweichenden Verhaltens hinaus für notwendig. So umfasst das Zielspektrum nun „allgemein Erwartungen und Bestrebungen in bezug auf das persönliche Leben, in bezug auf soziale, politische, ökonomische Verhältnisse sowie auf die Verfassung der natürlichen Umwelt“ (ebd. 2004, S. 56), zum anderen sollten sämtliche Reaktionen auf Ziel-Mittel-Diskrepanzen – hier nennen sie rigides Karriereverhalten, Fremdenfeindlichkeit, psychosomatische Krankheiten und Gewalt – berücksichtigt werden.

Die zweite wesentliche Anpassung von Mertons Anomiekonzept besteht in der Differenzierung von gesellschaftlichen Sphären, wobei sie Anomie nicht als notwendigerweise gesamtgesellschaftliches Problem, sondern als ein Phänomen betrachten, das auch begrenzter im Hinblick auf einzelne gesellschaftliche Teilsysteme „Wirtschaft/Beruf, Schule/Ausbildung, Freizeit/Konsum, Recht, Familie etc.“ (ebd., S. 55) und bestimmte Bevölkerungsgruppen „Kinder/Jugendliche/Erwachsene, Männer/Frauen, Einkommens-/Berufsgruppen, Milieus, Lebensstilgruppen etc.“ (ebd., S. 55) untersucht werden kann. Ihre allgemeine Definition des Anomiebegriffs lautet auf diesen Modifikationen aufbauend: „Anomie‘bedeutet jetzt [...] die Diskrepanz zwischen den spezifischen Zielsetzungen von Personen/Bevölkerungsgruppen und den spezifischen Begrenzungen des Funktionssystems, auf das sich die Ziele richten“ (ebd., S. 56).

2.1.3.2 *Anomische Krisenbereiche*

Modernisierungsprozesse wirken sich nun in dreierlei Hinsicht in Form so genannter Kohäsions-, Struktur- und Regulationskrisen aus, die die Autoren als Anomiekomponenten beschreiben und mit unterschiedlichen subjektiven Wahrnehmungs- und Handlungsfolgen verbunden sehen.

Die Kohäsionskrise ist vor allem durch eine Schwächung sozialer Bindungen und eine fehlende Einbindung in feste intermediäre Strukturen wie Milieus oder Organisationen gekennzeichnet. Infolge dieser fehlenden Bindungen werde sowohl die Verbindlichkeit von Normen unterminiert als auch die Aushandlung neuer Regeln verhindert, wodurch die Absehbarkeit sozialer Standards abnehme

und die Wahrscheinlichkeit von Regelverstößen steige. Kohäsionskrisen führen den Autoren zufolge zu Isolation und Suizid, „zumindest aber zu Identitätsstörungen und Entfremdung“ (ebd., S. 51).

Strukturkrisen beinhalten zunächst wie in Mertons Theorie ein Auseinanderfallen von kulturellen Zielen und den sozialstrukturell gegebenen Mitteln, d.h. soziale bzw. sozioökonomische Ungleichheit. Die Autoren beziehen jedoch zusätzlich auch Koordinations- und Abstimmungskonflikte mit ein,³⁹ die etwa aus der gleichzeitigen Einbindung in verschiedene Bereiche der Systemstruktur in einer funktional differenzierten Gesellschaft resultieren, beispielsweise „die strukturelle Rücksichtslosigkeit des Wirtschaftsbereichs gegenüber der Familie, die zu ernsthaften Folgen für den ‚Balance-Akt Familie‘ führen kann“ (ebd., S. 51). Der Strukturbegriff wird hier damit nicht mehr allein verwendet, um sozioökonomische Ungleichheiten zu bezeichnen, sondern bezieht sich zusätzlich auf Beziehungen zwischen sozialen Teilsystemen. Die Folgen von Strukturkrisen sehen die Autoren vor allem in den Mertonschen Anpassungstypen.

Im vorliegenden Zusammenhang ist insbesondere der Bereich der Regulationskrise relevant, da dieser in diesem Anomieansatz auf der Ebene der subjektiven Wahrnehmung zu Orientierungsverlust führt. Mangelhafte Regulation beziehen die Autoren auf die geringe Fähigkeit oder Bereitschaft von Gesellschaften, das Streben und Verhalten ihrer Mitglieder zu steuern. Hier verweisen sie sowohl auf Durkheims Vorstellung, nach der der Einzelne klar definierter und freiwillig anerkannter Ziele bedarf, als auch auf Mertons Fall einer zu starken Betonung bestimmter Ziele. Die Autoren nehmen hier zum einen an, dass die kulturelle Überbetonung einzelner Ziele bzw. Wertmuster „die gesellschaftliche Regulierung der menschlichen Antriebskräfte unterminiert“ (ebd., S. 47), weil der Motivationsdruck zur Erreichung dieser Ziele die Bereitschaft zum Regelbruch erhöht. Ebenso problematisch sei es aber, wenn eine Gesellschaft ihre Regeln nicht durchsetzt. Die Autoren postulieren hier, dass der gegenwärtige „kulturelle Pluralismus mit seinen freiheitsverheißenden Möglichkeiten wiederum ein strukturelles Hindernis bei der Durchsetzung allgemeiner Regeln“ (ebd., S. 48) sei. Da also mit solch allgemeinen normativen Standards in einer sich rasant verändernden Welt nicht zu rechnen sei, verstehen sie weniger Abweichungen von einem Normalzustand als Regulationskrise, als vielmehr eine Situation, in der es „an sozialen Regulationsmodi mangelt, um wesentliche Probleme hinreichend angehen und für alle Beteiligten hinnehmbar und erwartbar gestalten zu können“ (ebd., S. 48) bzw. eine Situation, in der „der *Vorgang* sozialer Regulation zusammenbricht bzw. zu Ergebnissen führt, die von Teilen der Bevölke-

³⁹ Hier verweisen sie auf Durkheim, der sich mit der Untersuchung des Zusammenspiels zwischen „den Funktionen und Organen des sozialen Organismus“ (ebd., S. 50) eben dieser Art struktureller Probleme gewidmet habe.

rung auf Dauer nicht hingenommen werden können“ (ebd., S. 48 – Herv. im Original). Regulationskrisen resultieren nun entweder in Frustration im Angesicht überschießender Aspirationen oder aber in Orientierungsverlust und Unsicherheit aufgrund an Verbindlichkeit einbüßender Normen und Werte (vgl. ebd., S. 51).

2.1.3.3 Das Konzept als Systematisierungsgrundlage für anomietheoretische Ursachen von Angst?

Wie in Durkheims und Mertons Ansätzen findet sich Orientierungslosigkeit als Ergebnis von Regulationskrisen auch in diesem Konzept als zentrale Folge anomischer Bedingungen wieder. Die Erwartung, hier eine Synthese von Durkheims und Mertons Anomietheorien zu finden, aus der sich systematisch soziale Ursachen für die Angstentstehung ableiten lassen, wird jedoch enttäuscht. Dies liegt unter anderem daran, dass die einzelnen Elemente des Ansatzes begrifflich, konzeptuell und inhaltlich häufig vage bleiben.

Ursachen von Anomie

Dies gilt zunächst für die Annahmen in Bezug auf die grundlegenden auslösenden Bedingungen anomischer Tendenzen. Als Ursache der verschiedenen Krisen werden vor allem eine Ungleichzeitigkeit und Ungerichtetheit sowie – insbesondere im Hinblick auf Orientierungslosigkeit – die hohe Geschwindigkeit sozialen Wandels betrachtet. Die damit gemeinten Sachverhalte werden in der untersuchten theoretischen Ausarbeitung nur sporadisch angedeutet, in Ausführungen, die sich auf dieses Konzept beziehen, werden üblicherweise lange Reihungen aufgeführt. So zählen etwa Legge et al. (2008) mit explizitem Rekurs auf die Ursachen von Orientierungslosigkeit zu den Phänomenen und Prozessen, die die Rapidität sozialen Wandels deutlich machen sollen, beispielsweise den Übergang von einer Industriegesellschaft zu einer Servicegesellschaft, Privatisierung und Liberalisierung, die Herausbildung globaler Kommunikationsstrukturen mithilfe neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, eine gestiegene Bedeutung des Marktes und wachsende ökonomische Instabilität sowie Massen- und Langzeitarbeitslosigkeit, sich verschärfende strukturelle Disbalancen im Zuge wachsender sozialer Ungleichheit und des Wegfalls sozialer Sicherungssysteme und zunehmende Komplexität.⁴⁰ Hier bleibt nicht nur unklar, welche

⁴⁰ Hierzu schreiben sie: “In the course of social acceleration, new and sometimes conflicting requirements for action have emerged (e.g. mobility, flexibility, dealing with complexity, etc.).

Konzepte bzw. Prozesse sich hinter Begriffen wie Privatisierung und Liberalisierung verbergen, sondern es bleibt auch offen, inwiefern in diesen und anderen Bereichen Zuwächse zu verzeichnen sind, welches Ausmaß von Veränderungen in welchen Zeiträumen als „rapide“ zu betrachten sei – und schließlich, worin genau die Orientierungslosigkeit fördernde Wirkung von Privatisierung, globalen Kommunikationsstrukturen, strukturellen Disbalancen oder dem Übergang zu Servicegesellschaften besteht.

Diese und ähnliche Ausführungen (wie etwa auch Heitmeyers Zitat weiter oben) erscheinen als eine lose Sammlung krisensemantisch aufladbarer Phänomene und Schlagworte, die mit entsprechenden Substantivierungen oder adjektivischen Ergänzungen als Prozesse der schnellen Zunahme beschrieben werden und deren parallele Aufführung das diffuse Gesamtbild einer problematischen gesellschaftlichen Entwicklung erzeugt. In Anbetracht solch loser und vager Erörterungen ist es kaum möglich, eine Konkretisierung und Systematisierung der sozialen Ursachen von Orientierungslosigkeit bzw. Kontingenzangst vorzunehmen.

Merkmale der Krisenbereiche

Darüber hinaus bleibt nicht nur unbestimmt, welche der oben aufgeführten Entwicklungen sich auf welche Krisenbereiche bzw. Anomiekomponenten beziehen – auch die Merkmale der einzelnen Krisenbereiche selbst geben Anlass zu Nachfragen. So umfasst beispielsweise die Strukturkrise nicht nur soziale Ungleichheit, sondern auch problematische Beziehungen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen. Hier wird nicht ersichtlich, unter welchen Gesichtspunkten sich diese sehr unterschiedlichen Phänomene, die möglicherweise stark divergierende Ursachen und Folgen haben können, als eine Kategorie klassifizieren lassen. Diese Frage ist umso bedeutsamer, als die einzelnen Krisenbereiche eng miteinander verflochten sind, so dass Struktur- und Kohäsionskrisen offenbar zentrale Ursachen für eine Regulationskrise und damit von Orientierungslosigkeit darstellen. Insofern wäre eine klare Konzeption der Merkmale dieser Anomiekomponenten und eine exakte Beschreibung ihrer Wechselbeziehungen mit Regulationskrisen eine Voraussetzung für ein besseres Verständnis der sozialen Bedingungen von Orientierungslosigkeit. Im vorliegenden Kontext jedoch noch problematischer ist der Umstand, dass gerade die als Ursache von Orientierungslosigkeit definierte Regulationskrise konzeptuell weitgehend unbestimmt

More decisions have to be taken and more information has to be processed in a shorter time and more change, more 'structural stress' [...] has to be coped with than in the past" (Legge et al. 2008, S. 251).

bleibt. Sie umfasst zunächst eine geringe Verbindlichkeit sozialer Normen und Werte, andererseits wird jedoch davon ausgegangen, dass in pluralistischen Gesellschaften ohnehin keine allgemein verbindlichen Normen mehr erwartet werden können und eigentlich nicht mehr ihr Fehlen, sondern ein Zusammenbruch des „Vorgangs der Regulation“ oder ein Mangel an „Regulationsmodi“ als Krisenmerkmal definiert werden muss. Dabei bleibt unklar, was man sich unter einem solchen Vorgang bzw. einem Regulationsmodus vorstellen kann – und damit auch, wodurch eine Regulationskrise gekennzeichnet ist. Wenn aber offen bleibt, worin eine Regulationskrise besteht und wodurch sie verursacht wird, ist es kaum möglich, die Ursachen von Orientierungslosigkeit als ihrer Konsequenz zu bestimmen.

Anomiebegriff

Der Hauptgrund dafür, dass dieser Ansatz keine geeignete Grundlage bildet, um die in den bisher untersuchten Anomietheorien extrahierten sozialen Ursachen von Angst zu systematisieren oder zu ergänzen, besteht in dem problematischen Umgang mit dem Anomiebegriff selbst. Mit den jeweiligen Anomiebegriffen von Durkheim und Merton setzen sich die Autoren insgesamt nicht detailliert auseinander, vielmehr pflegen sie je einzelne Elemente der jeweiligen Argumentationszusammenhänge in ihr Konzept ein. So verweisen sie an einigen Stellen auf Aspekte von Durkheims Anomiekonzept in seiner Selbstmordstudie (z.B. schnellen Wandel und fehlende Beschränkung von Bedürfnissen), teilweise rekurrieren sie jedoch auf integrationstheoretische Überlegungen Durkheims in anderen Arbeiten. Dass sie den Anomiebegriff mit Integrationsfragen in Verbindung bringen, ist allerdings nicht unproblematisch, da Durkheim Anomie als spezifisches Regulationsdefizit beschrieben und anomischen Selbstmord explizit von anderen Selbstmordtypen abgegrenzt hatte, die entweder auf zu geringer oder zu starker Integration beruhen. Anomie stellte für Durkheim insofern ein Phänomen dar, das von Integrationsfragen konzeptuell unabhängig ist.⁴¹ Die von

⁴¹ Sie speisen hier Ausführungen aus „Über die Teilung der sozialen Arbeit“ ein, in der Durkheim den Anomiebegriff zum ersten Mal verwendet, um eine anormale Form der Arbeitsteilung zu beschreiben, bei der organische Solidarität nur unzureichend realisiert ist. Im Kontext dieser Arbeit ließe sich ein Zusammenhang zwischen Anomie und Integration konstruieren. Anomie als Konzept spielt in dieser Arbeit jedoch keine bedeutsame Rolle und wird erst in der Selbstmordstudie detailliert ausgearbeitet – und bezieht sich hier eindeutig auf andere, eben die beschriebenen Zusammenhänge. Wenngleich also Durkheim selbst zur entstandenen begrifflichen Konfusion eingeladen hat (wobei vorgeschlagen wurde, die erstgenannte Verwendung als Diskordanz zu beschreiben [vgl. Olsen 1965]), lässt sich zumindest festhalten, dass eine Vermischung beider Phänomene kaum zur Auflösung dieser Unschärfe beiträgt.

den Autoren vorgenommene Erweiterung, mithilfe derer nun auch eine mögliche Schwäche sozialer Bindungen als anomisch aufgefasst wird und die etwa die Kohäsionskrise begründet, verringert damit die theoretische Konsistenz des Anomiekonzepts.

Auch ihr Umgang mit Mertons Ansatz, an dem sie sich als hauptsächlich anknüpfend verstanden wissen wollen, weist Schwächen auf. Wie in Kapitel 2.1. erörtert, lässt sich Anomie bei Durkheim wie auch bei Merton als Zustand der Regellosigkeit verstehen, zumindest jedoch nicht, wie dies die Autoren tun, schlicht auf eine Ziel-Mittel-Diskrepanz reduzieren. Die an sich sinnvolle, wenngleich bereits von Merton selbst vorgenommene (vgl. Kapitel 2.1.), Erweiterung des Spektrums denkbarer Diskrepanzen und die angedeutete Differenzierung verschiedener gesellschaftlicher Teilbereiche und Gruppen führt auf diese Weise zu einer zusätzlichen deutlichen Dekonturierung des Anomiekonzepts: Anomie ist nun jede beliebige Ziel-Mittel-Diskrepanz, die eine oder mehrere soziale Gruppen in Bezug auf einen oder mehrere gesellschaftliche Bereiche betrifft – mithin ein Synonym für (teil-)gesellschaftliche Probleme.

Dieser Effekt wird weiter verstärkt durch die Vorstellung der Autoren, die – trotz punktueller relativierender Bemerkungen⁴² – kaum einen Zweifel daran lassen, dass sie moderne Gesellschaften massiven anomischen Tendenzen ausgesetzt sehen. Die Öffnung des Konzepts führt dazu, dass eine breite Vielfalt von Problemen als Ausdruck anomischer Tendenzen verstanden werden kann, während die krisensemantische Perspektivierung wiederum bedingt, dass soziale Prozesse und Phänomene häufig als Probleme erscheinen.⁴³ So besteht die Gefahr, dass soziale Entwicklungen tendenziell als problematisch interpretiert, zu Indikatoren von Anomie erklärt und schließlich in das Gesamtbild einer krisengeschüttelten Gesellschaft und in ihr lebender unzufriedener, egoistischer, identitätsgestörter, entfremdeter und orientierungsloser Mitglieder eingepasst werden.

⁴² So verweisen sie gelegentlich darauf, dass anomische Tendenzen – aufgrund der relativen Autonomie von gesellschaftlichen Teilbereichen – auf einzelne oder wenige Teilsysteme begrenzt sein und sogar von anderen Teilsystemen aufgefangen werden können, so dass sie nicht zu einem gesellschaftlichen Zusammenbruch führen müssen (vgl. ebd., S. 54).

⁴³ In verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen lassen sich daher anomische Zustände finden, wie sie im Sammelband „Was treibt die Gesellschaft auseinander?“ (Heitmeyer 1997) dokumentiert sind: Im Wirtschaftssystem (z.B. globalisierungsbedingte Massenarbeitslosigkeit), dem politischen System (geringe Steuerungsfähigkeit), den Medien (z.B. eine dramatisierende und so verunsichernde Berichterstattung) sowie in Bezug auf zivile Courage (schwache Ausprägung aufgrund nachlassender sozialer Kontrolle und egozentristischer Wertorientierungen) (vgl. auch Lange 2007).

2.1.3.4 *Fazit*

Insgesamt lässt sich feststellen, dass sich in diesem Konzept im Hinblick auf die Frage nach den sozialen Ursachen von Orientierungslosigkeit keine neuen Anhaltspunkte finden, die einer systematischen Auseinandersetzung mit Angst unmittelbar zuträglich sein könnten. Ließen sich aus Durkheims und Mertons Anomietheorien noch spezifische Ursachen für und Folgen von Angst rekonstruieren, so erscheint dies bei Heitmeyer und Kollegen in Anbetracht der Gemengelage aus unklaren Begriffen und oftmals nur angedeuteten Entwicklungen und Kausalzusammenhängen sowie der Dekonturierung des Anomiekonzepts durch die Ausdehnung auf Integrationsfragen und eine gleichzeitige Reduktion auf Ziel-Mittel-Diskrepanzen kaum noch möglich.

Auch wenn die konzeptuellen Schwächen dieses Ansatzes keine weitere systematische Annäherung an die sozialen Bedingungen der Angstentstehung aus einer anomietheoretischen Perspektive erlauben, so kann zumindest festgehalten werden, dass Heitmeyers Gruppe mit der Annahme einer krisenhaften gesellschaftlichen Entwicklung unter anderem die empirisch prüfbare Hypothese nahe legt, dass in den letzten Jahrzehnten eine Angstzunahme zu verzeichnen ist. Mit Heitmeyers Ansatz betritt man damit zugleich das Feld soziologischer Gesellschaftsdiagnosen. Bildet Angst bei Heitmeyer nur einen Teilaspekt einer Beschreibung der Gegenwart, die moderne Gesellschaften massiven anomischen bzw. Desintegrationstendenzen ausgesetzt sieht, so existieren darüber hinaus Analysen weiterer Autoren, die gerade eine Angstzunahme und ein hohes Angstniveau als ein zentrales Merkmal der Gegenwartsgesellschaft betrachten. Im folgenden Kapitel sollen diese Ansätze näher betrachtet und dabei untersucht werden, welche Angstformen hier thematisiert und welche Ursachen sowie angstbezogenen Mechanismen in diesem Zusammenhang angenommen werden.

2.2 Soziologische Gegenwartsdiagnosen

Die Beschreibung der eigenen Gegenwart als eines Zeitalters der Angst hat in der US-amerikanischen und in europäischen Gesellschaften spätestens seit Beginn des 20. Jh. Konjunktur. Anfang der 1950er Jahre stellt Paul Tillich fest: "Today it has become almost a truism to call our time an 'age of anxiety'" (Tillich 1952, S. 35). Ähnlich äußert sich Rollo May: "Every alert citizen of our society realizes, on the basis of own experience as well as his observation of his fellow-men, that anxiety is a pervasive and profound phenomenon in the middle of the twentieth century. The alert citizen, we may assume, would be aware not only of the more obvious anxiety-creating situations in our day, such as threats of war, of the uncontrolled atom bomb, and of radical political and economic upheaval; but also of the less obvious, deeper, and more personal sources of anxiety in himself as well as in his fellow-men—namely, the inner confusion, psychological disorientation, and uncertainty with respect to values and acceptable standards of conflict. Hence to endeavor to 'prove' the pervasiveness of anxiety in our day is as unnecessary as the proverbial carrying of coals to Newcastle" (May 1960, S. 120). Auch wenn diese kulturelle Selbstdeutung am Anfang des 21. Jh. nicht die dominierende darstellt, so gehört sie doch weiterhin zu den prominenten Gegenwartsdiagnosen. Dies gilt sowohl für den feuilletonistischen Gebrauch dieses Topos als auch für Teile der Soziologie.

Zu den in diesem Kontext häufig rezipierten Ansätzen, die die Gegenwart als ein Zeitalter der Angst auffassen, gehören Beck mit der These der „Risikogesellschaft“, Baumans Beschreibung der „Liquid Modernity“ und der dieser entsprechenden „Liquid Fear“ sowie Furedis Annahme einer „Culture of Fear“. ⁴⁴ Auf diese drei Ansätze soll im Folgenden näher eingegangen und die dabei jeweils angenommenen sozialen Ursachen von Angst ermittelt werden. Gegenwartsdiagnosen gelten insgesamt zwar als eher theoriearm (Schimank 2007), allerdings stellen sie gleichzeitig die bisher ausführlichste soziologische Beschäftigung mit Angst dar, so dass eine Analyse der hier aufgeführten Bedingungen sinnvoll ist. In angstbezogenen Gegenwartsdiagnosen lassen sich vor allem drei wesentliche Ursachenkomplexe für die Entstehung von Angst als Grundgefühl der Gegenwart ausmachen: Ein vielfältiges Spektrum an konkreten Bedrohungen, eine Zunahme von Kontingenz sowie eine Eigendynamik von Angst. In den folgenden Abschnitten sollen diese zusammengefasst und einige sich dabei

⁴⁴ Daneben gibt es weitere Gegenwartsdiagnosen, in denen wie in der „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 2005) ein Angstbezug rekonstruiert werden könnte oder solche, die ebenfalls explizit von Angstgesellschaften sprechen (Bude 2014). Solche Ansätze argumentieren entweder ähnlich wie die im Folgenden näher betrachteten oder sie besitzen einen noch stärker deskriptiven und kaum erklärenden Charakter.

ergebende und im vorliegenden Kontext zentrale Fragen herausgearbeitet werden.

2.2.1 Konkrete Bedrohungen

Konkrete Bedrohungen bilden in allen Ansätzen eine argumentative Grundlage in der Entwicklung der These einer grassierenden Angst. Beck gehört mit seiner These der Risikogesellschaft zu denjenigen Soziologen, die in ihren Zeitdiagnosen von einer Angstzunahme bzw. einem hohen Angstniveau ausgehen und die Diskussion in diesem Bereich entscheidend mitgeprägt haben.⁴⁵ Eine wesentliche Ursache für die Zunahme von Angst sieht er insgesamt in gesellschaftlichen Veränderungen, die den Übergang von der Industriegesellschaft in die so genannte Risikogesellschaft kennzeichnen. Charakteristisch für diesen Übergang ist demnach unter anderem eine Verschärfung und Entgrenzung von durch technisch-wissenschaftliche Entwicklungen hervorgerufene, so genannte Modernisierungsrisiken. Die Risikogesellschaft ist dadurch geprägt, dass nicht mehr die Gefährdung durch die Natur, sondern von Menschen im Zuge der sozialen und technologischen Entwicklung erzeugte Risiken nun im Vordergrund stehen. Eigentlich zur Steigerung von Wohlstand und Sicherheit entwickelt, bergen gerade technische und technologische (z.B. atomare, chemische und gentechnische) Innovationen unkalkulierbare Risiken und mögliche nicht-intendierte Nebenfolgen und schaffen so neue Bedrohungen – wie die Katastrophe von Tschernobyl unmittelbar vor Erscheinen von Becks Buch eindrucksvoll demonstrierte. Ein konstitutives Merkmal der Risikogesellschaft besteht also darin, dass sich die Moderne mit den Risiken und Nebenwirkungen ihrer eigenen Entwicklung konfrontiert sieht und in diesem Sinne reflexiv wird (daher nennt Beck den Übergang zur Risikogesellschaft auch Reflexive Modernisierung). Modernisierungsrisiken sind zudem als neuartig zu verstehen, weil, wie etwa im Fall nuklearer Bedrohungen und Umweltgefahren, ihre Konsequenzen global sind, d.h. weder geographische noch soziale Grenzen kennen. Waren Risiken in der Industriegesellschaft etwa noch weitgehend entsprechend dem verfügbaren Reichtum verteilt, gilt dies für Modernisierungsrisiken nicht mehr: „Modernisierungsrisiken erwischen früher oder später auch die, die sie produzieren oder von ihnen profitieren“ (Beck 1986, S. 30), denn „Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch“

⁴⁵ Bereits 1986 schreibt er, dass die emotionale Grundaussage in Gegenwartsgesellschaften „Ich habe Angst!“ (Beck 1986, S. 65) laute und sieht diese Lage seitdem eher noch verschlimmert: „Wenn ich heute mein Buch Risikogesellschaft noch einmal lese, beschleicht mich ein Gefühl der Rührung: Bei aller Dramatik erscheint die Welt idyllisch – sie ist noch ‚terrorfrei‘“ (Beck 2007, S. 28).

(ebd., S. 48). Die hier von Beck betonten konkreten Bedrohungen, die die technisch-wissenschaftliche Entwicklung mit sich bringt und ein immenses, oft global wirksames Katastrophenpotenzial aufweisen, stellen eine Quelle der postulierten erhöhten Angst in Gegenwartsgesellschaften dar.⁴⁶

Andere Autoren fügen dem weitere konkrete Anlässe für die Zunahme von Angst hinzu. So hebt Bauman in seinen Arbeiten unter anderem die Bedeutung historischer Erfahrungen etwa mit dem Zweiten Weltkrieg hervor, indem er darauf hinweist, dass Holocaust, Gulag und Hiroshima das menschliche Potenzial unmoralischen und zerstörerischen Handelns offenbart hätten (Bauman 2006, S. 66) und sich dabei zugleich gezeigt habe, dass "it is not only monsters who commit monstrous crimes" (ebd., S. 65). Diese Erfahrungen hätten sich in Misstrauen und Angst vor dem Verhalten anderer niedergeschlagen und trügen nun zu einer Schwäche sozialer Beziehungen bei (s. hierzu auch die Erläuterungen zu den Folgen von Individualisierungsprozessen weiter unten). Ebenso regelmäßig finden sich Ausführungen zu einer Vielzahl von Themenbereichen, von Angst vor Klimawandel und Epidemien über Kriminalität und Terrorismus bis hin zu Ängsten um den Arbeitsplatz. Der Tenor ist deutlich: Gegenwartsgesellschaften, so die These, seien durch zahlreiche Bedrohungslagen gekennzeichnet.

Insgesamt ist dabei allerdings festzustellen, dass diese Ansätze zwar auf vielfältige konkrete Gefahren und Ängste verweisen. Diese besitzen indes je unterschiedliche Bezugspunkte und beruhen auf je verschiedenen Voraussetzungen, so dass es kaum möglich ist, diese heterogenen Ängste bzw. ihre Ursachen zu strukturieren oder zumindest analytisch fruchtbare Kategorien von Bedingungen auszumachen. Für dieses geringe analytische Potenzial von Zeitdiagnosen zur Erklärung konkreter Ängste lassen sich mindestens drei Gründe anführen. Erstens besitzt die Aufzählung zahlreicher heterogener konkreter Bedrohungen und Ängste innerhalb der Grundargumentation vor allem eine Plausibilisierungsfunktion, d.h., durch kumulative Präsentation multipler Evidenzen wird die getroffene Zeitdiagnose erhärtet. Dabei gilt, was bereits für Becks Risikogesellschaft festgestellt wurde: „Der Begriff Risikogesellschaft erlaubt eben, in so heterogenen Erfahrungen wie Angst vor Kernenergie, vor verseuchter Nahrung, vor risikoträchtigen Medikamenten, vor Entlassung aus dem Beschäftigungsverhältnis, vor Verlust des Ehepartners oder vor einer offenen Zukunft etwas Gemeinsames zu erkennen“ (Münch 2002, S. 426). Um diese illustrative Funktion für die These einer Angstgesellschaft erfüllen zu können, bedarf es weder einer

⁴⁶ Dabei bleibt bei Beck insgesamt offen, inwiefern es sich hierbei um eine Risikozunahme oder ein gewachsenes Risikobewusstsein handelt. So sei „[...] nie klar, ob sich die Risiken verschärfen haben oder unser Blick für sie. Beide Seiten fallen zusammen, bedingen sich, verstärken sich, sind, weil Risiken Risiken *im Wissen* sind, nicht zwei, sondern ein und dieselbe Sache“ (ebd., S. 73 – Herv. im Original).

bestimmten Systematik in der Auswahl von konkreten Ängsten noch einer theoretischen Integration ihrer Ursachen. Im Gegenteil: Gerade die Aufführung möglichst heterogener Ängste plausibilisiert die These der Angstgesellschaft. In diesem Sinne bezieht Beck in jüngeren Arbeiten zur Weltrisikogesellschaft (vgl. Beck 2007) mit Themen wie Migration, Terror und Finanzkrisen zusätzlich verschiedenste aktuelle Entwicklungen und Ereignisse als Anlässe für Angst in seine Ausführungen mit ein, die eher lose miteinander in Verbindung stehen. In vergleichbarer Weise rekurriert Bauman auf eine heterogene Auswahl aus einem erklärtermaßen umfassenderen Gesamtspektrum von konkreten Ängsten, die sich gerade aufgrund ihrer Vielzahl, Unüberschaubarkeit, Allgegenwärtigkeit und Allbezüglichkeit zu einer „Liquid Fear“ (Bauman 2006) verflüssigen. Zweitens steht eine nähere theoretische Auseinandersetzung mit einzelnen konkreten Ängsten und ihren sozialen Bedingungen auch insgesamt nicht auf der Agenda gegenwartsdiagnostischer Ansätze. Denn erklärt werden soll das gesellschaftliche Grundgefühl, nicht die einzelnen Ängste, aus denen dieses mit hervorgegangen ist. Mit anderen Worten: Konkrete Bedrohungen und Ängste stellen primär das Explanans und nicht das Explanandum dar, so dass eine Bestimmung der sozialen Bedingungen konkreter Angst nicht erforderlich ist. Und schließlich besteht die Kernargumentation angstbezogener Zeitdiagnosen – abgesehen vielleicht von Beck, für den die durch die technisch-wissenschaftliche Entwicklung entstandenen Bedrohungen noch ein zentrales theoretisches Moment bilden – nicht vorrangig darin, dass sich Angst aufgrund einer gewachsenen Anzahl und eines erhöhten Bedrohungspotenzials von konkreten Ängsten zum Grundgefühl der Gegenwart entwickelt habe.⁴⁷ Im Vordergrund der Erklärung stehen nicht konkrete Ängste, sondern vielmehr Kontingenzzangst, die in diesen Ansätzen, wie im Folgenden dargestellt, als wesentliches Merkmal der Angstgesellschaft in den Mittelpunkt rückt.

2.2.2 Kontingenzz

Während konkrete Bedrohungen und Ängste wie erörtert zwar zahlreich genannt, selbst allerdings kaum näher untersucht werden, wird auf einen anderen Aspekt ein besonderes Erklärungsgewicht gelegt: Zeitdiagnosen beschreiben insbesondere Kontingenzzuwächse als zentralen Erklärungsfaktor für die Verbreitung von

⁴⁷ Einige nehmen sogar im Gegenteil an, dass konkrete Ängste primär Konsequenzen der bereits bestehenden Angstgesellschaft sind: So gilt Autoren wie Furedi (2006), wie weiter unten auszuführen sein wird, gerade die Zusammenhangslosigkeit einer Vielzahl konkreter Ängste – von Handystrahlung bis Sonnencreme – als Beleg für das Wirken einer übergreifenden latenten Angstkultur.

Angst in der Gegenwart. Hier lassen sich vor allem drei Aspekte nennen: Individualisierungsprozesse, strukturelle Rahmenbedingungen sowie ein kultureller Wandel hin zu einer Wahrnehmung von Kontingenz als Grundprinzip.

2.2.2.1 *Individualisierung*

Gemeinsam ist angstbezogenen Gegenwartsdiagnosen zunächst der Verweis auf die Bedeutung von Individualisierungsprozessen. Das postulierte gesellschaftliche Angstgefühl speist sich etwa laut Beck, der auch diesen Aspekt in den diesbezüglichen Diskurs einführte, neben der Entgrenzung und Verschärfung vor allem technisch-wissenschaftlicher Risiken insbesondere aus dieser Quelle. Spätestens seit den 50er Jahren lasse sich ein neuer Individualisierungsschub beobachten, der vor allem auf dem „Fahrstuhl-Effekt“ (d.h. dem gesamtgesellschaftlichen Anstieg des Wohlstandsniveaus), der Bildungsexpansion sowie einer gestiegenen sozialen und geographischen Mobilität beruhe (vgl. Beck 1986, S. 115ff.). Im Zuge dieser Entwicklungen werde das Individuum aus ehemals alternativlosen Strukturen freigesetzt, in die es durch die Zugehörigkeit zu Klassen, Ständen und Schichten eingebettet war. Zugleich brächen traditionale Sozialformen wie Geschlechterlagen, Familienformen, Religion und Beruf auf. Diese Freisetzung bedeute zum einen eine Zunahme von Optionen und Chancen, sie zerstöre jedoch auch „die in sie eingelassenen Basisselbstverständlichkeiten der Lebensführung“ (ebd., S. 115). Die Leitfähigkeit der mit den ehemaligen Sozialformen und -strukturen verbundenen Deutungs- und Verhaltensnormen nimmt mit der Freisetzung aus ihnen ab und gleichzeitig die Unsicherheit zu. In Ermangelung orientierungsstiftender sozialer Normen muss sich der Einzelne nun selbst zurechtfinden.⁴⁸ Die individuelle Biographie muss nun selbst gestaltet werden, Familien-, Berufs- und Geschlechterrollen angesichts fehlender verbindlicher Modelle immer wieder neu ausgehandelt werden. Kurz: „In der individualisierten Gesellschaft muß der Einzelne [...] lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen“ (ebd., S. 217). Damit stehe das Individuum nun unter ständigem Entscheidungsdruck: „Es ist vielleicht ein Stichwort – Grundlagenkontingenz –, in dem sich die geistige Situation ver-

⁴⁸ Dabei wird nicht zuletzt auch die Einbettung in verschiedene soziale Bezüge, die seit Simmels Beschreibung der Kreuzung sozialer Kreise thematisiert wird, als sich in funktional hochdifferenzierten Gesellschaften verschärfendes Problem betrachtet: “Modern developments forced men and women into the condition of individuals”, insofern, als dass “they found their lives fragmented, split into many loosely related aims and functions, each pursued in a different context and according to different pragmatics” (Bauman 1993, S. 6).

dichtet, ihre Explosivität verdeckt zündelt. Grundlagenkontingenz besagt: Uns Menschen ist etwas Wesentliches verloren gegangen – die Nichtentscheidung. [...] Grundlagenkontingenz, anders gewendet, heißt Entscheidungszwang. Genauer: Von nun an ist auch die Nichtentscheidung nur noch als Entscheidung möglich“ (Beck 2000, S. 46).

Mit dieser aus der neu gewonnenen Freiheit verbundenen Aufgabe sei das Individuum weitgehend überfordert. Denn um Entscheidungen treffen zu können, müsste das Individuum zunächst einmal klare Vorstellungen dessen haben, was sie möchte. Schon hier allerdings erscheint die Optionsvielfalt – in Form der Qual der Wahl – als Problem. In Ermangelung gesellschaftlicher Regulierung, hier leuchten Durkheimsche Ideen hell auf (vgl. Kapitel 2.1.), sei der Einzelne nun in Bezug auf seine Ziele orientierungslos: “In the absence of a Supreme Office [Akteure und Institutionen, die verbindliche Ziele definieren] (or, rather, in the presence of many offices vying for supremacy, none of which boasts more than a sporting chance of winning the contest), the question of objectives is once more thrown wide open and bound to become the cause of endless agony and much hesitation, to sap confidence and generate the unnerving feeling of unmitigated uncertainty and therefore also the state of perpetual anxiety. In the words of Gerhard Schulze, this is a new type of uncertainty: ‘not knowing the ends instead of the traditional uncertainty of not knowing the means’. [...] There are more—painfully more—possibilities than any individual life, however long, adventurous and industrious, can attempt to explore, let alone to adopt. It is the infinity of chances that has filled the place left empty in the wake of the disappearing act of the Supreme Office” (Bauman 2000, S. 60f.). Der Einzelne sei unter anderem angesichts dieser Optionsvielfalt ohnmächtig: “[...] there is a wide and growing gap between the condition of individuals *de jure* and their chances to become individuals *de facto*—that is, to gain control over their fate and make the choices they truly desire. It is from that abysmal gap that the most poisonous effluvia contaminating the lives of contemporary individuals emanate” (Bauman 2000, S. 39). Der Einzelne kann nun also prinzipiell zwar freier entscheiden, ist dazu allerdings nicht in der Lage.

Darüber hinaus ergibt sich neben dem Zwang zur ungeleiteten Präferenzbildung, Entscheidung und Orientierung eine zusätzliche Last durch die gewachsene Selbstverantwortlichkeit. Der Einzelne muss stets mögliche Risiken seines Handelns berücksichtigen und ist für mögliche negative Ereignisse selbst verantwortlich. Während er früher primär von Schicksalsschlägen heimgesucht worden sei, „so sind es heute weit eher Ereignisse, die als ‚persönliches Versagen‘ gelten, vom Nicht-Bestehen eines Examens bis zur Arbeitslosigkeit oder Scheidung. In der individualisierten Gesellschaft nehmen also nicht nur, rein quantitativ betrachtet, die Risiken zu, sondern es entstehen auch qualitativ neue

Formen des persönlichen Risikos: Es kommen, was zusätzlich belastend ist, neue Formen der ‚Schulduzuweisung‘ auf“ (Beck 1986, S. 218). Wer krank ist, hat demnach nicht genügend auf seine Gesundheit geachtet, Arbeitslosigkeit wird auf mangelnde kommunikative Kompetenzen in Bewerbungssituationen, zu geringe Suchbemühungen oder Arbeitsscheu zurückgeführt, an unsicheren Karriereaussichten sei man Schuld, weil man zu wenig in der Lage sei, berufliche Netzwerke zu knüpfen und andere durch geschickte Selbstpräsentation zu beeinflussen und zu beeindrucken (vgl. Bauman 2000, S. 34f.). Dieser Selbstverantwortlichkeit kann der Einzelne nicht entinnen und dies erzeugt eine permanente latente Versagensangst sowie Angst vor Schuld und das Gefühl möglicher eigener Unzulänglichkeit.

Als besonders problematisch gilt einigen Autoren dabei, dass im Zuge der Individualisierung die soziale Kohäsion abnehme. Aufgrund der gesunkenen Verbindlichkeit sozialer Normen in individualisierten Gesellschaften würden auch soziale Beziehungen unsicher: “With the norms regulating mutual duties and obligations thrown into a melting pot, and none boasting a comfortably lengthy life expectancy, there are few if any constants in the equations which one struggles daily to solve; making calculations feels more like tackling a puzzle with only a few scattered, ambiguous and unreliable clues. All in all, human relations are no longer sites of certainty, tranquility and spiritual comfort. They become instead a prolific source of anxiety” (Bauman 2006, S. 69). Unter anderem entsteht unter diesen Bedingungen eine Ungewissheit über den Bestand sozialer Beziehungen und das Verhalten anderer (vgl. auch hier die entsprechenden Ausführungen bei Durkheim und Merton in Kapitel 2.1.): “While unable to put our suspicions to rest and stop sniffing out frustration and fearing frustration, we seek [...] wider ‘networks’ of friends and friendships; indeed as wide a ‘network’ as we can manage to squeeze into the mobile phone directory [...]. And as we try to hedge our bets against treachery and reduce our risks in this way, we incur more risks and set the stage for more betrayals. Since no one basket is totally foolproof, we try to put eggs in as many as we can find” (Bauman 2006, S. 70). Einige Autoren verstehen Individualisierungsprozesse als Ursache einer noch weiter reichenden sozialen Desintegration. Dabei machen sie etwa im Bereich von Familienbeziehungen klare Erosionserscheinungen aus, indem sie hohe Scheidungsraten und wachsende Anteile unehelicher Kinder oder sinkende Mitgliederzahlen politischer Parteien und Gewerkschaften als Verlust an Gemeinschaft und Solidarität deuten (Furedi 2006).

Individualisierung wird insgesamt also zwar als Freisetzung aus ehemals relativ starren Strukturen, gerade deshalb jedoch als problematisch beschrieben. Angesichts der hierdurch gewachsenen Vielfalt an Handlungs- und Deutungsoptionen sei der Einzelne nun zum ständigen eigenverantwortlichen Entscheiden

gezwungen und dabei mangels sozialer Normen weitgehend orientierungslos. Gerade mit dem Verweis auf die abnehmende orientierungsstiftende Wirkung sozialer Normen wird hier die Tradition Durkheims und Merton fortgeführt, wobei unter anderem auch deren Bezugspunkte – quälende Optionsvielfalt sowie Vorhersagbarkeit des Verhaltens anderer – aufgegriffen werden. Anders als in Anomietheorien stellt sich dies dabei allerdings insgesamt, abgesehen von der Befürchtung sozialer Desintegration, nicht mehr primär als Problem der sozialen, sondern vor allem eines der individuellen kognitiven Ordnung dar.

2.2.2.2 *Gesellschaftliche Komplexität und Dynamik*

Der Einzelne leidet nicht nur aufgrund der gewachsenen Handlungsfreiheit und mangelnder sozialer Normen an Entscheidungsschwierigkeiten und Orientierungslosigkeit. Auch die Welt um ihn herum hat sich verändert und ist weniger berechenbar geworden. Gegenwartsgesellschaften sind demnach durch komplexe (globale) Verflechtungszusammenhänge und Dynamiken gekennzeichnet, die etwa dazu führen, dass Verantwortlichkeiten für Risiken kaum mehr eindeutig zuschreibbar, politisches Handeln unberechenbar, und berufliche bzw. biographische Perspektiven weniger absehbar sind.

So gilt etwa Beck im Hinblick auf das von ihm betonte globale Katastrophenpotenzial technisch-wissenschaftlicher Risiken als problematisch, dass nicht nur die potenzielle Wirkung dieser Risiken, sondern auch ihre Ursachen entgrenzt und kaum klar definierbar sind. Angesichts der Komplexität ihrer Entstehungsbedingungen in globalen Verflechtungszusammenhängen und funktional differenzierten Gesellschaften können keine spezifischen Akteure als ursächlich oder verantwortlich für entstehende Risiken identifiziert werden: „[...] der hochdifferenzierten Arbeitsteilung entspricht eine allgemeine Komplizenschaft und dieser eine allgemeine Verantwortungslosigkeit. Jeder ist Ursache und Wirkung und damit Nichtursache. Die Ursachen verkrümmeln sich in einer allgemeinen Wechselhaftigkeit von Akteuren und Bedingungen, Reaktionen und Gegenreaktionen“ (Beck 1986, S. 43). Es lässt sich nicht bestimmen, wer für mögliche Risiken oder eintretende Schäden verantwortlich ist: Wissenschaftler, die neue Technologien entwickeln, Wirtschaftsunternehmen, die diese zur industriellen Produktion verwenden, politische Akteure bzw. Behörden, die die Rahmenbedingungen wirtschaftlichen Handelns bestimmen oder der Einzelne, der die risikant produzierten Güter konsumiert und damit die weitere Produktion fördert. Angesichts dieser unüberschaubaren Komplexität des Zusammenhangs zwischen

Ursache und Wirkung gestalten sich auch die Versuche, Risiken und Schäden zu verhindern, zu minimieren oder zu bewältigen entsprechend schwierig.⁴⁹

Ebenso unberechenbar stellt sich in Gegenwartsdiaognosen die globale Politik dar. Mit dem Ende der Weltordnung des Kalten Krieges sei beispielsweise auch die bisher verlässliche politische Logik obsolet und die internationale Politik nunmehr richtungslos, inkonsistent und damit unvorhersagbar (vgl. Bauman 1999, S. 22). Die politischen Experimente des 20. Jh. ("from the Soviet Union to the European-type welfare state" [Furedi 2006, S. 60]) und deren Scheitern hätten dazu geführt, dass Reformen, Planung und staatliche Intervention negativ konnotiert würden und eine Skepsis befördert, die sich auf die Einflussmöglichkeiten menschlichen Handelns im Hinblick auf die Bewältigung von Problemen bezieht und Unsicherheit erzeuge: "The main legacy of the acknowledgment that society lacks solutions is the consolidation of a culture of uncertainty" (ebd., S. 61). Zudem gilt der Staat angesichts von Globalisierungsprozessen⁵⁰ als nicht mehr in der Lage, die ihm eigentlich überantwortete Rolle zu übernehmen, für die (auch soziale) Sicherheit seiner Bürger zu sorgen. Stattdessen übertrage er die Verantwortung für Sicherheitsbelange dem Einzelnen. In diesem Sinne ist demnach eine „privatization of troubles“ (Bauman 2006., S. 135) zu verzeichnen.

Besonders gravierend zeige sich die gewachsene Kontingenz sozialer Rahmenbedingungen in Gegenwartsgesellschaften im Bereich der Arbeit, der durch zunehmend flexibilisierte Arbeitsorte, -zeiten und -verträge gekennzeichnet sei. Dadurch würden einst verlässliche Randbedingungen wie ein lebenslanger Arbeitsplatz und eine gesicherte Rente brüchig (Beck 1986). Autoren wie Bauman kritisieren auch hier vor allem den Ausstieg des Staates aus der von ihm einstmals übernommenen Verantwortung. So sei eine universelle Deregulation zu verzeichnen, die sich in einem immer weniger gebändigten Kapitalismus, abnehmender wohlfahrtstaatlicher Leistungen, an Einfluss verlierenden Gewerkschaften und einer weicheren Arbeitsgesetzgebung zeige und so Ungewissheiten steigere: "No jobs are guaranteed, no positions are foolproof, no skills are of lasting utility, experience and knowhow turn into liability as soon as they become assets, seductive careers all too often prove to be suicide tracks. [...] Livelihood, social position, acknowledgment of usefulness and the entitlement to self-dignity may all vanish together, overnight and without notice" (Bauman

⁴⁹ Eine Konsequenz ist auch hier, dass das Individuum innerhalb dieses komplexen Geflechts als Beteiligter Entscheidungen treffen muss, wobei etwa „[...] der Kauf von Kaffee im Laden an der Ecke unter Umständen zu einer Frage der Mitwirkung an der Ausbeutung der Plantagenarbeiter in Südamerika wird“ (Beck 1986, S. 219).

⁵⁰ Diese stellt sich etwa für Bauman als problematische Globalisierung von Handel und Kapital, Überwachung und Information, Gewalt und Waffen sowie Kriminalität und Terrorismus dar und erzeugt ihm zufolge vor allem eine Steigerung von unüberschaubaren Bedrohungen und Unwägbarkeiten (vgl. Bauman 2006, S. 96ff.).

1997, S. 23). Die Belastung infolge der forcierten Entscheidungsfreiheit und -verantwortung wird insofern von einer erhöhten Kontingenz sozialer Rahmenbedingungen flankiert, wobei gerade hier auch die Durkheimsche Erklärungskomponente der Geschwindigkeit sozialen Wandels als Kernthema deutlich wird. Dies macht Baumann deutlich: „Wie kann man sein Leben als Pilgerschaft leben, wenn die Schreine und Heiligtümer ständig versetzt, entweiht, für sakrosankt erklärt und dann wieder profaniert werden, und das alles in kürzerer Zeit, als die Reise zu ihnen beanspruchen würde? Wie kann man in eine Lebensleistung, ein Lebenswerk investieren, wenn die Werte von heute garantiert schon morgen entwertet und inflationiert werden? Wie kann man sein Leben in den Dienst einer Berufung stellen, wenn die Aktiva in Gestalt mühsam erworbener Fertigkeiten schon tags darauf zu Belastungen werden? Wenn Berufe und Jobs sang- und klanglos verschwinden und das Expertenwissen von gestern sich heute wie Scheuklappen auswirkt?“ (Bauman 1999, S. 157f.).

Insgesamt wird, so lässt sich festhalten, zwar immer mehr entscheidungsfähig, andererseits jedoch aufgrund funktionaler Differenzierung, wachsender gesellschaftlicher Komplexität und rapiden sozialen Wandels auch immer weniger verständlich, überschaubar oder absehbar.

2.2.2.3 *Kulturelle Wahrnehmung prinzipieller Kontingenz*

Die dritte Komponente der Kontingenzzunahme bildet schließlich eine gestiegene Wahrnehmung von Kontingenz als eines unumstößlichen Grundprinzips, was einen grundlegenden kulturellen Paradigmenwechsel darstellt. Die Gegenwart ist Gegenwartsdiagnosen zufolge nicht mehr durch die modernetypische Ambition und Zuversicht in die Erreichbarkeit einer perfekten Welt geprägt, die westliche Gesellschaften seit der Aufklärung und insbesondere während der Industrialisierung besessen hätten. Die hier leitende Vorstellung war demnach, dass durch Fortschritt eine endgültige Auflösbarkeit von Kontingenz erreicht werden könne: In der Überzeugung, die Welt durch rationale Analyse und Planung gestalten und formen zu können, sollten sämtliche Ungewissheiten geklärt und Probleme ihrer jeweils optimalen Lösung zugeführt, d.h. alle denkbaren sozialen Unzulänglichkeiten gelöst und die Natur verständlich sowie nach menschlicher Vorstellung beherrschbar gemacht werden.⁵¹ Nun aber schwinde der Glaube daran, „that

⁵¹ Entscheidende Triebkräfte dieses kulturellen Projekts der Moderne stellen laut Bauman dabei vor allem „Ambitionen philosophischer Vernunft, Gesetze zu geben, Ambitionen des Staates als Gärtner zu fungieren und Ambitionen der angewandten Wissenschaften, Ordnung zu schaffen“ (Bauman 2005, S. 34) dar. Sie alle konstruierten „Unter-Determination/Ambivalenz/Kontingenz als Bedrohung“ (ebd., S. 34) und waren überzeugt, Natur, Mensch und Ge-

there is an end to the road along which we proceed, an attainable telos of historical change, a state of perfection to be reached tomorrow, next year or next millennium, some sort of good society, just society and conflict-free society in all or some of its many postulated aspects: [...] of perfect order, in which everything is allocated to its right place, [...] of human affairs becoming totally transparent thanks to knowing everything needing to be known; of complete mastery over the future—so complete that it puts paid to all contingency, contention, ambivalence and unanticipated consequences of human undertakings” (Bauman 2000, S. 29).

Die erörterten Entwicklungen, d.h. Individualisierungsprozesse, die gleichzeitig gewachsene strukturelle Komplexität und Dynamik sozialer Verflechtungszusammenhänge sowie nicht-intendierte Nebenfolgen der technischen Entwicklung und historische Erfahrungen wie der Holocaust oder politische Großprojekte, hätten dazu beigetragen, dass Welt und Zukunft als zunehmend unüberschaubar und prinzipiell unabsehbar wahrgenommen werden. Besonderes Augenmerk gilt in Gegenwartsdiagnosen darüber hinaus dem Status von Wissenschaft, der für das kulturelle Projekt der Kontingenzvernichtung eine zentrale Bedeutung zugeschrieben wurde – gerade wissenschaftliches Wissen werde allerdings zunehmend als kontingent betrachtet. Wissenschaft entdeckt und definiert Risiken und Grenzwerte, untersucht Kausalzusammenhänge und sucht nach Möglichkeiten der Bewältigung oder Minimierung von Risiken. Gleichzeitig verschärft sie auch die Problematik der Risikogesellschaft, nicht zuletzt, weil sowohl ihr Selbstverständnis als auch die gesellschaftliche Haltung zu ihr einem Wandel unterliegt. War die vorangegangene Epoche wie beschrieben von einem Wissenschafts- und Fortschrittsglauben geprägt, so gerät diese Vorstellung schon aufgrund der Erkenntnis ins Wanken, dass wissenschaftliche Aktivität nicht nur

sellschaft im doppelten Sinne in Ordnung bringen, d.h. einerseits systematisch untersuchen und andererseits optimierend gestalten zu können. So kam dem Staat etwa eine solch gestaltende, gärtnerische Rolle derart zu, dass er – abgesichert durch wissenschaftliche Erkenntnisse – durch Planung, Erziehung und Sozialreformen soziale Probleme endgültig lösen und so den Fortschritt der Menschheit in Richtung Vollkommenheit vorantreiben wollte und sollte. Aus dieser Perspektive spiegeln Nationalsozialismus und Kommunismus Programme wider, die das Ziel der Moderne, eine harmonische, gesunde, perfekte Welt zu schaffen, besonders ernst nahmen. Auch der Holocaust ist für Bauman daher nur vor dem Hintergrund dieses modernen Glaubens an und Strebens nach endgültiger Beseitigung von Ambivalenz, in diesem Fall des Juden als Verkörperung des Fremden, zu verstehen (vgl. Bauman 1992). Er stellt für ihn weder eine spezifisch jüdische noch eine spezifisch deutsche Angelegenheit dar – der sich lediglich als Höhepunkt jahrhundertalten Antisemitismus’ interpretieren oder über bestimmte historische Entwicklungen in Deutschland erklären lässt –, sondern eine in der Moderne von vornherein angelegte mögliche Entwicklung. Insofern stellt der Holocaust einen – aufgrund der Verwendung von in der Moderne dafür als geeignet angesehen Mitteln (vor allem rationale Planung und Bürokratie) besonders effizienten – Versuch der Ambivalenzvernichtung dar.

Probleme löst, sondern auch in Form technologischer Innovationen Risiken schafft und dass Lösungen wiederum neue Probleme erzeugen: „Konnte bis in die sechziger Jahre hinein die Wissenschaft noch auf eine unkontroverse, wissenschaftsgläubige Öffentlichkeit zählen, so werden ihre Bemühungen und Fortschritte heute mit Mißtrauen verfolgt. Man vermutet das Ungesagte, addiert die Nebenfolgen hinzu und ist auf das Schlimmste gefasst“ (Beck 1986, S. 278). Hinzu kommt, dass die wissenschaftliche Binnendifferenzierung eine Überkomplexität erzeugt, denn „mit der Ausdifferenzierung der Wissenschaft (wächst) die unüberschaubar werdende Flut konditionaler, selbstungewisser, zusammenhangloser Detailergebnisse“ (ebd., S. 256). Unter diesen Umständen bleibt das schnell wachsende und heterogene Wissen prinzipiell deutungs offen: Das Wissen von heute kann schon morgen überholt sein, Befunde können unterschiedlich interpretiert werden oder einander widersprechen, Risikowissen kann angezweifelt, Grenzwerte hinterfragt werden. Widerspruch und Ungesicherheit von Wissen sowie die Entdeckung neuer Räume des Nicht-Wissens (z.B. unbekannter Nebenfolgen) stellen den wissenschaftlichen Normalzustand dar, so dass gerade eine binnendifferenzierte wissenschaftliche Aktivität die paradoxe Situation einer zunehmenden Ungewissheit durch wachsendes Wissen erzeugt. Der mit wissenschaftlicher Tätigkeit einstmals verbundene Wahrheitsanspruch nimmt insgesamt sowohl innerhalb der Wissenschaft als auch in der öffentlichen Wahrnehmung zugunsten einer fallibilistischen Haltung ab: „Wissenschaft wird immer *notwendiger*, zugleich aber auch immer *weniger hinreichend* für die gesellschaftlich verbindliche Definition von Wahrheit“ (Beck 1986, S. 256 – Herv. im Original). Kurz: Auch Wissenschaft ist mit Kontingenzbewusstsein belegt, d.h., auch hier ist lediglich gewiss, dass es keine Gewissheit geben kann (vgl. Bauman 2005, S. 383f.).⁵²

Der kulturelle Glaube an eine bessere, da geordnete, beherrschbare und vorhersehbare Welt ist demnach durch die Ereignisse und Entwicklungen in den erörterten Bereichen insgesamt gebrochen. Zurück bleibe Angst: “The sole, but

⁵² Diese zunehmende Kontingenzwahrnehmung ist nicht zuletzt aufgrund des immer stärkeren Einwirkens wissenschaftlicher Erkenntnisse in alle Lebensbereiche bedeutsam. Diese Erkenntnisse dienen als Grundlage für Entscheidungen, können aber immer nur unter Vorbehalt und in eingeschränktem Maße deutungs- und handlungsleitend sein. Für den Einzelnen entsteht damit eine zunehmende Ungewissheit über bestehende Risiken und die Richtigkeit von Entscheidungen, auch in ganz alltäglichen Fragen: Soll man für die Gesundheit joggen oder in Anbetracht der Belastung der Kniegelenke gerade darauf verzichten? Sollte man seine Kinder gegen Masern impfen? Kann man nach dokumentierten BSE-Fällen noch Rindfleisch essen? Wie viele Liter Wasser soll man pro Tag trinken? Welche Art des Naseschnaubens ist die Richtige? Der Einzelne, der zur Entscheidungsfindung auf wissenschaftliche und doch möglicherweise zukünftig wieder zu revidierende Informationen angewiesen ist, steckt in einem Dilemma, denn er „ist außerstande, sich der Definitionsmacht der Expertensysteme zu entziehen, deren Urteil [er] nicht trauen kann und dennoch trauen muß“ (Beck 2007, S. 107).

formidable difference between the starting and the finishing points of that grand detour is that we are now returning from travels with the loss of our *illusions*, though not our *fears*” (Bauman 2006, S. 94 – Herv. im Original). Heute stünden wir deshalb wieder am Anfang und seien “confused, bewildered, unsure of what is to be done and how and by whom it could be done were we to know what that must be” (ebd., S. 92).

Der Verweis auf die kulturelle Bedeutung von Kontingenz als eigenständiger Erklärungskomponente für die Entstehung der Angstgesellschaft ist auch deshalb bedeutsam, weil hier ein weiterer Aspekt sichtbar gemacht werden kann. Diesen deutet unter den Gegenwartsdiagnostikern lediglich Bauman an, er wird sich für die vorliegende Arbeit aber als wesentlich erweisen. Dieser Aspekt dient Bauman zur Auflösung eines Paradoxons. Denn wenngleich auch er, wie oben angedeutet, vielfältige Anlässe für das Angstempfinden ausmacht, erscheint es ihm auf der anderen Seite dennoch gerade im Hinblick auf (westliche) Gegenwartsgesellschaften erklärungsbedürftig, weshalb “contrary to the objective evidence, it is the people who live in the greatest comfort on record, more cosseted and pampered than any other people in history, who feel more threatened, insecure and frightened, more inclined to panic, and more passionate about everything related to security and safety than people in most other societies past and present” (ebd., S. 130). Dies erklärt er damit, dass, auch wenn die Illusion eines Telos’ weitgehend aufgegeben wurde, erhöhte Ansprüche als kulturelles Relikt erhalten geblieben seien und zu einer „security obsession“ geführt hätten: “We can guess that the bane of our harrowing experience of insecurity [...] is that side-effect of, so to speak, ‘rising expectations’; the uniquely modern promise and the widespread conviction it has spawned that, given continuing scientific discovery and technological invention, the right skills and proper effort, ‘full’ security, a life completely free from fear, can be achieved” (Bauman 2006, S. 130). Diese Vermutung weist auf einen analytisch wichtigen Zusammenhang hin: Die Überzeugung, eine kontingenzfreie (und damit angstlose) Welt erreichen zu können, ist unabhängig vom Streben danach. Ist der Glaube daran verlorengegangen, konstatiert Bauman für das Streben eine Kontinuität auf hohem Niveau.⁵³

⁵³ Dies betont er auch in einem anderen Zusammenhang, wenn er das Bewusstsein über die grundlegende Kontingenz von (wissenschaftlichem) Wissen in der Gegenwart thematisiert. Die Einsicht in diese Tatsache bedeute zu wissen, „dass es keine Gewissheit geben kann, und trotzdem auf der Verfolgung des Wissens zu beharren, die aus der Entschlossenheit stammt, die Kontingenz zu ersticken und auszujäten“ (Bauman 2005, S. 383f.).

2.2.3 Eigendynamik von Angst

Die erörterten Ansätze enthalten schließlich eine Reihe mitunter impliziter Annahmen zur Dynamik von Angst. Angst wird dabei nicht nur als sozial bedingte Grundbefindlichkeit der Gegenwart bestimmt, sondern es wird auch angenommen, dass dieser Umstand selbst eine Erklärung für die Entstehung von Angst darstellt. Dabei können zwei Wege unterschieden werden: Zum einen werden Übertragungs- bzw. Generalisierungseffekte von Angst postuliert und zum anderen wird vermutet, dass Angst im Zuge von Bewältigungsprozessen entsteht.

2.2.3.1 *Angsteffekte*

Gegenwartsdiagnosen enthalten häufig die – mitunter implizite – Annahme, dass sich Angst von ihren jeweiligen Ursachen löst und zur Bedingung ihrer selbst wird, indem sie generalisiert bzw. auf andere Bereiche übertragen wird. Beck etwa deutet einen solchen Mechanismus an, wenn er annimmt, dass Angst gegenüber bestimmten Risiken generalisiert und Bedrohungspotenzial in weitere Bereiche hineinvermutet wird. Gerade die im Zuge von Modernisierungsprozessen entstandenen Risiken wiesen oft eine charakteristische Qualität derart auf, dass sie – wie etwa im Falle von Toxinen oder Radioaktivität – nicht auf unmittelbarer Wahrnehmung, sondern auf theoretischem, abstraktem Wissen basieren. Beck sieht hier einen grundlegenden Wandel von Denkmustern: „Man steigt nicht mehr nur von Eigenerfahrungen zu Allgemeinurteilen auf, sondern eigenerfahrungsloses Allgemeinwissen wird zum bestimmenden Zentrum der Eigenerfahrung“ (Beck 1986, S. 97). Dies wiederum hat Folgen für die Wahrnehmung von Risiken: „Die Bedrohungen der Zivilisation lassen eine Art neues ‚Schattenreich‘ entstehen, vergleichbar mit den Göttern und Dämonen der Frühzeit, das sich hinter der sichtbaren Welt verbirgt und das menschliche Leben auf dieser Erde gefährdet. [...] An die Stelle einer anthropomorphen Interpretation von Natur und Umwelt ist das moderne, zivilisatorische Risikobewusstsein mit seiner nicht wahrnehmbaren und doch überall präsenten Latenzkausalität getreten. [...] Wer die Dinge einfach gebraucht, so nimmt, wie sie ihm erscheinen, nur atmet, isst, ohne nach der toxischen Hintergrundwirklichkeit zu fragen, ist nicht nur naiv, er verkennt auch die ihn bedrohenden Gefährdungen und setzt sich ihnen damit ungeschützt aus [...]. Überall kichern Schad- und Giftstoffe und treiben wie die Teufel im Mittelalter ihr Unwesen. [...] Ihre Unsichtbarkeit ist kein Beleg ihrer Nichtexistenz, sondern gibt – da sich die Wirklichkeit sowieso in Sphären der Unsichtbarkeit abspielt – ihrem vermuteten Unwesen fast grenzenlosen Raum“ (Beck 1986, S. 97). Gerade weil sich solche Modernisierungstri-

siken auf abstrakte, d.h. der unmittelbaren Wahrnehmung entzogene, Bedrohungen beziehen, können sie stets vermutet werden. Beck verkündet hier das Anbrechen eines „spekulativen Zeitalter des alltäglichen Wahrnehmens und Denkens“ (ebd., S. 98). So stellt sich das Risikobewusstsein, mit dem „das alltägliche Denken und Vorstellen aus den Verankerungen mit der Welt des Sichtbaren herausgelöst“ (ebd., S. 98) wird, insofern als noch mehr, als ein ständiger, latenter Bedrohungsverdacht dar.

Eine solche Generalisierungslogik wohnt vielen Gegenwartsdiagnosen letztlich insgesamt inne, denn auch andere Autoren benennen wie beschrieben zahlreiche konkrete Ängste sowie bereichsspezifische Wahrnehmungen und Ungewissheiten, die sich schließlich zur Grundbefindlichkeit der Angst entwickeln. So wird etwa impliziert, dass Ungewissheit aufgrund eines Mangels sozialer Normen im Bereich sozialer Beziehungen auf andere Bereiche menschlichen Handelns ausstrahlt: “The lack of agreement about basic matters like the relationship between children and the family helps to generate confusion about every aspect of human conduct” (Furedi 2006, S. 68). In ähnlicher Weise wird angenommen, dass negative Erfahrungen etwa mit politischen Experimenten auf die Wahrnehmung der allgemeinen menschlichen Problemlösungsfähigkeit ausgedehnt werden (Furedi 2006) oder dass, wie oben beschrieben, Erfahrungen wie Hiroshima, Gulags und Holocaust zu einer Schwäche sozialer Bindungen und Misstrauen gegenüber beliebigen Interaktionspartnern geführt hätten (Bauman 2000). Insofern werden in Gegenwartsdiagnosen also Generalisierungs- und Übertragungseffekte unterstellt und für die Entstehung von Angst als Grundbefindlichkeit mitverantwortlich gemacht.

Besonders deutlich aber findet sich diese Vorstellung als sich selbst verstärkende Wirkung der bereits bestehenden Angstgesellschaft. Für Autoren wie Bauman (2006) und Furedi (2006) stellt sich Angst als inzwischen vollkommen bezugloser, eigendynamischer Motor der Angstgesellschaft dar: Sie postulieren eine frei flottierende Angst, d.h. eine angstbedingte generelle Tendenz, Situationen als bedrohlich und angsteinflößend wahrzunehmen. Insbesondere für Furedi stellt diese Tendenz das zentrale Argument dar: Im Gegensatz zu anderen Autoren beschreibt er Modernisierungsrisiken und konkrete Ängste nicht als Ursache, sondern als Folge der Angstgesellschaft. Er geht zwar ebenfalls von der Beobachtung aus, dass gerade in westlichen Gesellschaften der Gegenwart ein breites Spektrum sehr verschiedener Ängste bestehe und illustriert dies anhand einer Vielzahl von Ängsten in Bezug auf Themen, die von Terror und technischen Risiken über genmanipuliertes Essen, Aids, BSE, körperlichen und sexuellen Mißbrauch und Unsicherheiten in der Kindererziehung bis hin zu Angst vor Fettleibigkeit und Ängsten vor Thrombosen durch zu langes Sitzen in Flugzeugen reichen. Diese Ängste und Angstreaktionen seien jedoch nicht separat zu

untersuchen und nur aus einer umfassenden Perspektive verständlich, denn “[...] responses are likely to be shaped not so much by the disaster itself, as by a deeper consciousness which prevails in society as a whole at that moment” (Furedi 2006, S. 7). Furedi wendet sich allerdings explizit gegen Autoren, die „technische Erklärungen“ (ebd., S. 54ff.) anbieten. Hierunter versteht er zum einen Erklärungen, die den Einfluss von Medien hervorheben (vgl. etwa Glassner 1999): Dramatische bis dramatisierende mediale Berichterstattung sei nicht die Ursache, sondern lediglich ein Ausdruck der schon vorhandenen dispositionellen Ängstlichkeit in Gegenwartsgesellschaften. Zum anderen widerspricht er Autoren wie Beck, denen er unterstellt, die Angstzunahme anhand der technologischen Entwicklung und eines gewachsenen Risikobewusstseins erklären zu wollen. Gerade das Argument, der technische Fortschritt führe zu einem größeren Wissen über potenzielle Risiken sowie gefährlichen technischen Anwendungsmöglichkeiten wie der Atomenergie und erzeuge so Angst, hält er für unplausibel, da gerade dieser Wissenszuwachs schließlich auch umgekehrt zu einem Gefühl der Sicherheit führen könne.⁵⁴ Furedi hält solche Erklärungen aber vor allem auch deshalb für unzureichend, weil viele der gegenwärtigen Ängste überhaupt keinen Bezug zur technologischen und technischen Entwicklung aufwiesen. Kennzeichnend für die Gegenwart sei ja gerade die Vielfalt an Phänomenen und Situationen in allen Lebensbereichen, die als gefährlich wahrgenommen und mit oft übertriebener Angst belegt würden. Unter anderem im Bereich sozialer Beziehungen sei eine Angstzunahme zu verzeichnen, was auf diesbezüglichen Veränderungen und deren Wirkung auf Wahrnehmungsprozesse hinweise, die von technischen Erklärungen vernachlässigt würden. Zugleich legten solche Argumentationen nahe, dass die gesellschaftliche Verbreitung von Angst durch objektive Bedrohungslagen begründbar sei. Furedi bezweifelt dies und geht stattdessen davon aus, dass die gesellschaftliche Angstdisposition ein Produkt kultureller Wahrnehmungstendenzen sei und oft in keinem oder nur sehr schwachen Zusammenhang mit objektiven Bedrohungen stünde.

So proklamiert Furedi eine regelrechte Kultur der Angst, die sich durch eine spezifische gesellschaftliche Wahrnehmungstendenz auszeichnet: “One of the central arguments [...] is that the perception of being at risk expresses a pervasive mood in society; one that influences action in general. It appears as a

⁵⁴ Technologischer Fortschritt sei nicht allein auf Erkenntnisse über potenzielle Risiken etwa im Hinblick auf genmanipulierte Nahrung oder nukleare Gefahren beschränkt, sondern umfasse auch die Weiterentwicklung von Verfahren der Beurteilung und möglicherweise Vermeidung von Risiken. Ein Beispiel hierfür wäre etwa die Pränataldiagnostik, die durch bessere Methoden und präzisere Instrumente eine immer genauere Messung und Bewertung möglicher Risiken erlaubt und damit potenziell auch Ängste mindern kann. Auch der erstmals verbreitete und bereits erörterte Fortschrittsoptimismus dokumentiere, dass die Verbindung von technischen Entwicklungen mit Risiken und Angst keineswegs selbstverständlich sei.

free-floating consciousness that attaches itself to (and detaches itself from) a variety of concerns and experiences. The pre-existing disposition to perceive not just major technological innovations but also mundane experiences as potentially threatening means that there is a heightened state of readiness to react to whatever danger is brought to the attention of the public" (Furedi 2006, S. 20). Dieses generelle kulturelle Klima prädisponiert laut Furedi zu einer ängstlichen Deutung verschiedenster Themen – von der wirtschaftlichen Entwicklung bis hin zur Frage der Kindererziehung – und führt zu übervorsichtigen Reaktionen auch auf Bedrohungen mit minimalen Wahrscheinlichkeiten und Schadenspotenzialen. Aus dieser Perspektive wohnt Angst eine Eigendynamik inne, die zu einem latenten Bedrohungsverdacht und einer Generalisierung auf zahlreiche Bereiche führt.

2.2.3.2 Bewältigung

Die Bewältigung von Angst kann in zweierlei Hinsicht auch als Faktor der Angstentstehung gelten. Zum einen stellt die Bewältigung eine negative Bedingung dar: Sie kann die (erneute) Entstehung von Angst verhindern und insofern als Anti-Ursache wirksam sein. Zum anderen werden Bewältigungsprozesse neben eigendynamischen Effekten als eigenständige positive, d.h. die Entstehung von Angst fördernde Bedingung betrachtet.

Gegenwartsdiagnostische Ansätze verweisen im erstgenannten Sinne auf eine Reihe unterschiedlicher, teilweise zunächst paradox anmutender Bewältigungsmöglichkeiten. Als eine Variante der Bewältigung gelten Verdrängungsmechanismen: „Gefährdungsbetroffenheit muß nicht in Bewußtwerdung der Gefährdung einmünden, kann auch das Gegenteil: *Leugnung aus Angst provozieren*. [...] Mit dem Ausmaß der Gefahr *wächst* die Wahrscheinlichkeit ihrer Leugnung, Verharmlosung“ (Beck 1986, S. 100 – Herv. im Original). Aus Angst wird hier eine Gefahr verdrängt und so im weiteren Verlauf ein weiteres bzw. erneutes Auftauchen von Angst verhindert. Eine weitere Möglichkeit stellen Ablenkungsmechanismen dar: Bauman postuliert in diesem Sinne ein Konsumverhalten, mit dem Individuen der quälenden Ungewissheit zumindest kurzzeitig entkommen wollen. Konsumenten versuchen “to find an escape from the agony called insecurity. [...] the awesome virtue of the objects they find when shopping around is that they come (or so it seems for a time) complete with the promise of certainty. Whatever else compulsive/addictive shopping may be, it is also a day-time ritual to exorcize the gruesome apparitions of uncertainty and insecurity which keep haunting the nights” (Baumann 2000, S. 81). Zumindest kurzfristig wird demnach auf diese Weise die Entstehung von Angst aufgehalten. Auch

Vermeidungsverhalten wird beschrieben. Furedi etwa sieht die Angstgesellschaft vor allem durch eine resignative Haltung gekennzeichnet, der eine pessimistische Haltung gegenüber der Menschheit und ihren Fähigkeiten zur Problemlösung zugrundeliegt: "It is the convergence of insecurity with the sense that we have run out of answers that makes society feel that it is entitled to panic" (Furedi 2006, S. 70). Das Resignative der Gegenwart als Folge dieser Einschätzung drücke sich in einem allgegenwärtigen Vorsichtsprinzip aus, das die Reaktion auf Unsicherheit und spezifische Risiken bestimmt und demzufolge "[...] it is best not to take a new risk unless its outcome can be understood in advance" (ebd., S. 9). Die resignative Haltung, so legt er nahe, führt dazu, dass auf Ungewissheit mit Vorsicht reagiert und Sicherheit zum höchsten Wert erhoben wird. Aus Angst werden demnach jegliche potenziell gefährlichen Handlungen vermieden. Schließlich werden in Gegenwartsdiagnosen Mechanismen genannt, bei denen der Anlass für die Entstehung von Angst durch eine Anpassung der Bedürfnislage an die gegebenen Umstände aufgelöst wird. Charakteristisch für die Gegenwart sind demnach Einstellungen und Verhaltensweisen, die auf Kurzfristigkeit und Wandel ausgelegt sind. Unter anderem in sozialen Beziehungen und dem Konsumverhalten spiegelt sich dies in Form einer Ausrichtung auf die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung und eine ständige Bereitschaft zur flexiblen Anpassung an mögliche Veränderungen wider. So macht Bauman mit dem Vagabunden, Touristen, Flaneur und Spieler Lebensformen aus, die für die Gegenwart charakteristisch sind (Bauman 1997). Die Gemeinsamkeit dieser typischen Lebensformen besteht demnach darin, dass soziale Beziehungen nur noch flüchtigen, episodischen und fragmentarischen Charakter haben: "A flexible identity, a constant readiness to change at short notice, and an absence of commitments of the ,till death us do part style, rather than conformity to rough-and-ready standards and staunch loyalty to ways once selected, appear to be the least risky of the conceivable life strategies" (Bauman 2002, S. 36). Wie schon das weiter oben beschriebene Ziel enger und dauerhafter sozialer Beziehungen wird hier das Streben nach langfristiger Stabilität und Kontinuität aufgegeben. Die von Furedi postulierte resignative Haltung begünstigt auch insgesamt eine normative Tendenz dazu, sich mit den gegebenen Umständen abzufinden. Dies zeige sich in einer Kultur des Verzichts und der (Selbst-)Beschränkung, die eine Begrenzung von technologischer Entwicklung oder Konsum fordere (Furedi 2006, S. 65f.). Gerade weil die Vorstellung verbreitet sei, einer Vielfalt von Risiken ohnmächtig ausgesetzt zu sein, sei eine kulturelle Betonung von Beschränkung zu verzeichnen: So sei therapeutische Beratung lediglich mit dem Ziel verbunden, dem Klienten ein erträgliches Leben mit seinen jeweiligen (risikanten) Umständen zu ermöglichen und auch die kulturellen Forderungen, seine Grenzen zu kennen und sich selbst zu akzeptieren seien als eine kulturelle Auf-

wertung von Deutungen zu verstehen, die auf den ertragenden Umgang mit der eigenen Hilflosigkeit abzielen und aktives, gestaltendes und risikofreudiges Handeln verhindern. Nicht mehr mutiges Handeln, sondern tapferes Erleiden gelte nun als Tugend, so dass die eigene Ohnmacht kulturell gestützt und eine Einpassung in diese Lage erwartet werde. Die Angstkultur bestärkt demnach Passivität und risikoaverses Verhalten und sanktioniert das Eingehen von Risiken moralisch als unverantwortlich.⁵⁵ Diese These der Selbstbeschränkung und des Verzichts erinnert stark an Mertons Anpassung durch Minderung des Anspruchsniveaus (vgl. Kapitel 2.1.), hier als gesamtgesellschaftliches und zielübergreifendes Phänomen generalisiert. Wie diese Beispiele demonstrieren, werden in Gegenwartsdiagnosen verschiedene Bewältigungsmechanismen wie Verdrängung, Ablenkung, Vermeidung und Anpassung beschrieben, die als Bewältigungsformen zur Minderung bestehender Angst, gleichzeitig jedoch auch als Varianten negativer, d.h. die Entstehung von Angst verhindernder Mechanismen verstanden werden können. Insgesamt zeichnet sich hier ab, dass Entste-

⁵⁵ Der Preis eines solchen kulturellen Klimas sei jedoch entsprechend, dass Erwartungen gemindert, (wirtschaftliches) Wachstum gehemmt und sozialer Wandel sowie technische Innovationen stets mit dem Hinweis auf mögliche Sicherheitsrisiken blockiert würden. Auch wenn im vorliegenden Kontext zunächst weder die Frage nach der inhaltlichen Plausibilität seiner Argumentation noch nach deren empirischer Tragfähigkeit im Vordergrund steht, soll hier auf eine inhaltliche Selektivität in Furedis Ansatz hingewiesen werden, die sich auf die Stringenz seiner Argumentation auswirkt. So kritisiert er, dass panikartige Angst vor dem Klimawandel, Atomenergie, genmanipulierter Nahrungsmittel oder der Reproduktionsmedizin herrsche, wofür er spezifische Akteure verantwortlich macht, die von der Angstkultur profitierten und sie verstärkten. Er erwähnt hier eine wachsende Sicherheitsindustrie sowie die Medien, geht mit beiden jedoch vergleichsweise nachsichtig um: Als problematisch beschreibt er vor allem Verbraucherschützer und Umweltaktivisten, denen er Panikmache vorwirft. So würden etwa Unternehmen als profitgierige Akteure stigmatisiert, die Risiken bewusst ignorieren: "Although genetically modified foods have been the main target of a bitter environmentalist crusade, the entire food industry has been stigmatized by the claim that it puts profits before people's safety. Other industries have also come under attack from consumer lobbyists" (ebd., S. 173). Auch Umweltschützer – die sich, wie er feststellt, ebenso wie Verbraucherschützer nur den Anschein altruistischer Außenseiter gäben (ebd., S. 174ff.) – verhinderten eine sachliche Betrachtung ökologischer Fragen, indem sie allein die Möglichkeit von Schäden ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeiten betonten. Mit dieser Politik der Angst leisteten diese gesellschaftlichen Akteure der Angstkultur nicht nur weiteren Vorschub, es gerieten so auch wichtigere Themen wie wirtschaftliche Krisen aus dem Blickfeld. Er nimmt insgesamt also einerseits an, dass die allgemeine Angstneigung in beliebigen, häufig absurden Ängsten und Panikreaktionen mündet, andererseits bemängelt er die Selektivität öffentlich thematisierter Ängste. Dies wirft die Frage auf, nach welchen Kriterien die Selektion und Beurteilung von Ängsten als übertriebenem Ausdruck der Angstkultur und die von Akteuren als unverhältnismäßig und unsachlich reagierenden Nutznießern erfolgen soll. Hinzu kommt, dass der konstatierte Pessimismus gegenüber dem menschlichen Gestaltungspotenzial im Hinblick auf Versuche, auf Klimawandlungsprozesse oder die Herstellung genmanipulierter Nahrungsmittel Einfluss zu nehmen, offenbar nicht besteht.

hung und Bewältigung von Angst damit in einem komplexen Wechselwirkungsverhältnis stehen.

Noch deutlicher wird dieser Zusammenhang, wenn man die zweite Art von postulierten Mechanismen betrachtet, d.h. jene als positive Entstehungsbedingung fungierenden Bewältigungsformen, die in der Generierung neuer Bedrohungswahrnehmungen münden. Die Annahme besteht hier häufig darin, dass Angst auf bestimmte soziale Gruppen gelenkt und so konkret benennbar und bewältigbar wird.⁵⁶ So wohne dem Anwachsen der Wahrnehmung von Gefahren eine Tendenz zur „Sündenbock-Gesellschaft“ inne, durch die Angst „interpretativ umgeleitet“ (ebd., S. 100) werden könne: „Gerade die Unfaßbarkeit und Hilflosigkeit vor der Bedrohung begünstigt mit ihrem Anwachsen *radikale und fanatische Reaktionen und politische Strömungen*, die soziale Stereotypen und die von ihnen betroffenen Gruppen zu greifbaren ‚Blitzableitern‘ für die dem direkten Handeln verschlossenen, unsichtbaren Gefährdungen machen“ (ebd., S.101 – Herv. im Original). Einen ähnlichen Mechanismus beschreibt Bauman, wobei Angst hier aus einer Eigendynamik sowie im Zuge ihrer Bewältigung immer neue Ängste und Sündenböcke gebiert: “[...] men and women are naturally tempted to reduce the complexity of their predicament in order to render the causes of misery intelligible and so tractable and amenable to remedial action. [...] Our time is auspicious for scapegoats, be they the politicians making a mess of their private lives, criminals creeping out of the mean streets and rough districts, or ‘foreigners in our midst’. Ours is a time of patented locks, burglar alarms, barbed-wire fences, neighbourhood watch and vigilantes; as well as of ‘investigative’ tabloid journalists fishing for conspiracies to populate with phantoms the public space ominously empty of actors, and for plausible new causes of ‘moral panics’ ferocious enough to release a good chunk of the pent-up fear and anger” (Bauman 2000, S. 38f.).

Ein weiterer Mechanismus, auf den die Entstehung von Angst zurückgeführt wird, verbirgt sich hinter Baumans Annahme des Versuchs, Angst mithilfe von Ersatzängsten zu kompensieren. Individuen fokussieren demnach spezifische Ängste, um dem unbestimmten Grundgefühl der Angst zu entkommen: “Aggravated by our inability to slow down the mind-boggling pace of change, let alone to predict or determine its direction, we tend to focus on things we can, or believe we can, or assured that we can, influence. [...] In other words, we seek substitute targets on which to unload the surplus of existential fear that has been cut off from its natural outlet, and find makeshift targets in taking elaborate pre-

⁵⁶ Diese These findet sich häufig auch in der Forschung zu Kriminalitätsängsten. Hier wird ebenfalls vermutet, dass Angst vor Kriminalität gerade nicht als bloße objektbezogene Angst zu verstehen sei, sondern eine Projektion einer unbestimmten, frei flottierenden Angst auf ein konkreteres Objekt darstelle (vgl. Hollway/Jefferson 1997, Hirtenlehner 2006).

cautions against inhaling someone else's cigarette smoke, ingesting fatty foods or 'bad' bacteria (while avidly swilling liquids promising to contain the 'good' ones), exposure to the sun, or unprotected sex" (Bauman 2006, S. 143). Hier wird also eine Verschiebung von primär kontingenzbezogener Angst auf konkrete Ängste angenommen. Das Problem sei, dass diese Aktivitäten die Wahrnehmung allgemeiner Unordnung und Gefahr bestätigen und reproduzieren.

2.2.4 Diskussion

2.2.4.1 Konkrete Ängste

Die breite Palette von konkreten Gefahren und Ängsten, die in gegenwartsdiagnostischen Ansätzen aus teilweise argumentationsstrategischen Gründen aufgeführt wird, liefert wenig verallgemeinerbare Aussagen im Hinblick auf die Beantwortung der Frage, welche sozialen Rahmenbedingungen beeinflussen, wovor und worum Menschen Angst haben. Festgehalten werden kann vorerst lediglich allgemein, dass konkrete Ängste in diesen Ansätzen häufig auf negativen Erfahrungen oder dem Wissen um mögliche Bedrohungen beruhen. So verweisen Autoren wie Bauman und Furedi auf historische Ereignisse wie den Holocaust oder den Zusammenbruch der Sowjetunion, während insbesondere Beck die Bedeutung von technisch-wissenschaftlichem Risikowissen als in der Gegenwart besonders bedeutsam betont. Er bezieht dies zwar zunächst weitgehend auf spezifische Risiken, die der direkten Erfahrung entzogen sind, d.h. etwa radioaktive und andere Strahlung oder Umweltgifte, auch insgesamt proklamiert er wie oben erörtert jedoch, dass „Risiken Risiken *im Wissen* sind“ (Beck 1986, S. 73 – Herv. im Original).⁵⁷ Dieser Hinweis auf die Wissensabhängigkeit von Risiken deutet immerhin eine mögliche analytische Stoßrichtung für die Suche nach den sozialen Bedingungen konkreter Ängste an. Denn diese Wissensabhängigkeit verweist zum einen auf die Frage nach den Entstehungskontexten von Risikowissen: Wie entsteht Risikowissen, wer produziert und verbreitet es? Zum anderen deutet sich hier an, dass die subjektive Wahrnehmung von Bedrohungen zentral ist. Dies bedeutet zum einen, dass die soziale Verteilung von Risikowissen variieren kann,⁵⁸ und zum anderen, dass die Verteilung dieses Wissens nicht identisch mit

⁵⁷ Beck verweist damit auch auf den Konstruktionscharakter von Risiken, den er in späteren Arbeiten (vgl. Beck 2007) noch stärker betont, indem er auf die Inszenierungsnotwendigkeit von Risiken hinweist (vgl. hierzu Schroer 2009).

⁵⁸ Die soziale Verteilung etwa des postulierten erhöhten Risikobewusstseins wird kaum thematisiert. Nur an wenigen Stellen weist Beck als einziger darauf hin, dass das Risikobewusstsein bei jenen am größten sei, die um Risiken wissen und das seien diejenigen, „die besser ausge-

der Verteilung entsprechender Ängste sein muss. Bei aller Betonung global wirksamer Gefahren und globaler Betroffenheiten gerät hier schnell nicht nur aus dem Blick, dass dies nur für einen Teil der genannten Gefahren gilt, sondern auch, dass die subjektive Bedeutung, die Risikowissen in je bestimmten Bereichen beigemessen wird, sozial nicht gleich verteilt sein muss: Wissen über Klimawandel, Arbeitslosigkeit oder Kindesmißbrauch etwa dürften nicht auf alle Mitglieder einer Gesellschaft gleichermaßen beängstigend wirken, d.h., selbst bei einer Gleichverteilung vielfältigen Risikowissens wird dies von verschiedenen sozialen Einheiten in unterschiedlichem Ausmaß als angsterzeugende Bedrohungslage erlebt werden. Die sozialen Bedingungen von konkreten Ängsten zu bestimmen erfordert damit eine Auseinandersetzung mit den Bedingungen der Produktion von angstspezifischem Wissen sowie der Bedingungen ihrer Aufnahme und Verarbeitung.

2.2.4.2 *Kontingenz und Angst*

Die erörterten drei Aspekte des Kontingenzzuwachses stellen in Gegenwartsdiagnosen die primäre Ursache dafür dar, dass Angst das Grundgefühl der Gegenwart darstellt: Es ist vor allem die prinzipielle, allgegenwärtige Unbestimmtheit, die dem Menschen heute zu schaffen macht. Zu dem hierbei hergestellten Zusammenhang zwischen Kontingenz und Angst sind einige Bemerkungen im Hinblick auf die dabei enthaltenen, zu weiten Teilen impliziten Prämissen angezeigt. Erstens wird der Zusammenhang zwischen objektiven Rahmenbedingungen und subjektiver Wahrnehmung kaum thematisiert. Doch selbst wenn die postulierten gesellschaftlichen Wandlungen – etwa durch Globalisierungsprozesse oder funktionale Differenzierung bedingte Komplexitätssteigerungen, die Pluralisierung von Lebensformen oder eine objektiv gestiegene Optionsvielfalt – in dem als historisch einmalig beschriebenen Ausmaß stattgefunden haben oder stattfinden und angenommen, dies gelte für alle sozialen Einheiten gleichermaßen, so bedeutet dies nicht notwendigerweise, dass sich dies auch auf der Ebene der individuellen Wahrnehmung in Form eines erhöhten Kontingenzbewusstseins niederschlägt (vgl. Zinn/Eßer 2001). Eine solche Wirkung ist zwar denkbar und beispielsweise im Hinblick auf Individualisierungsprozesse und die daraus

bildet sind und sich rege informieren“ (Beck 1986, S. 69). Zudem gelte: „Eher dort, wo der Druck der unmittelbaren Existenzsicherung gelockert und gebrochen ist, also in reicheren und gut gesicherten Stellungen (und Ländern), entwickeln sich Risikobewußtsein und Engagement“ (ebd., S. 69). In neueren Arbeiten zeichnet sich im Hinblick auf die zuvor betonte globale Wirksamkeit von Modernisierungsrisiken eine Kurskorrektur ab, die in Formulierungen wie „die Ärmsten der Welt wird es am schlimmsten treffen“ (Beck 2007, S. 78) oder „das Katastrophenrisiko verfolgt die Armen“ (ebd., S. 113) zum Ausdruck kommt.

resultierenden Handlungsmöglichkeiten für sich und andere durchaus plausibel, sie ist jedoch nicht selbstverständlich. Zudem unterscheidet sie sich, wie bereits im Hinblick auf die Wahrnehmung von Risiken erörtert, möglicherweise für verschiedene Kontingenzbereiche und in unterschiedlichen sozialen Gruppen.

Nimmt man an, dass eine solche Kontingenzzwahrnehmung tatsächlich besteht, ergibt sich daraus zweitens ebenfalls nicht mit Notwendigkeit, dass dies als Problem wahrgenommen wird. Der von den Autoren vorausgesetzte Zusammenhang lässt sich hier in zwei Aspekte gliedern: Eine implizite Verbindung zwischen Kontingenzzwahrnehmung und Kontingenzzangst sowie eine Verknüpfung von Kontingenzzwahrnehmung und der Fokussierung negativer Möglichkeiten. In Bezug auf den ersten Aspekt scheint grundsätzlich vorausgesetzt zu werden, dass Kontingenz als Verlust bzw. Mangel an epistemischer Kontrolle erfahren wird und daher Angst auslöst. Besonders deutlich – und vor allem allein hier explizit gemacht und theoretisch beleuchtet – wird diese Vorstellung in Baumanns Ansatz, dessen Zeitdiagnose und Beschäftigung mit Angst an seine früheren sozialtheoretischen und historischen Arbeiten anknüpft, in denen er zur Erklärung und Analyse von soziokulturellen Prozessen maßgeblich auf das mit Kontingenzzangst eng verwandte Konzept der Ambivalenz zurückgreift (vgl. Junge 2006). Ausgangspunkt ist auch für Bauman die in Kapitel 2.2. erwähnte anthropologische Annahme, dass der Mensch aufgrund seiner biologisch bedingten Weltoffenheit einer von ihm selbst geschaffenen Kultur bedarf, um orientierungs- und handlungsfähig zu sein. Mit ihr versucht er, Ordnung in das Chaos der Welt zu bringen und so den Raum sinnhafter Deutungen und Handlungsmöglichkeiten einzugrenzen.⁵⁹ Bauman geht davon aus, dass der Versuch Unbestimmtheit bzw. Ambivalenz aufzulösen, einen wesentlichen Motor sozialer Prozesse darstellt: „Much of the social organization can be interpreted as sedimentation of a sys-

⁵⁹ Dabei geht Bauman in der von ihm entwickelten semiotischen Kulturtheorie davon aus, „dass Kultur Ausdruck eines sprachlichen Codes ist, der sich in Zeichenverwendung manifestiert und durch Benennung Ordnung schafft und soziale Praxis ermöglicht“ (Junge 2006, S. 67f.). Ordnung ist insofern zunächst ein sprachliches Problem – ebenso ihr Gegenteil, die Ambivalenz: „Ambivalenz, die Möglichkeit, einen Gegenstand oder ein Ereignis mehr als nur einer Kategorie zuzuordnen, ist eine sprachspezifische Unordnung: ein Versagen der Nenn-(Trenn-)Funktion, die Sprache doch eigentlich erfüllen soll. Das Hauptsymptom der Unordnung ist das heftige Unbehagen, das wir empfinden, wenn wir außerstande sind, die Situation richtig zu lesen und zwischen alternativen Handlungen auszuwählen. Weil die Erfahrung der Ambivalenz von Angst begleitet wird und Unentschiedenheit zur Folge hat, erfahren wir sie als Unordnung [...]“ (Bauman 2005, S. 11, vgl. ebd. S. 20ff.). Deutet sich die ideelle Nähe zum Konzept der Kontingenzzangst hier bereits an, so wird dies an anderer Stelle noch deutlicher: „Das Andere der Ordnung ist das Miasma des Unbestimmten und Unvorhersagbaren. Das Andere ist die Ungewissheit, jener Ursprung und Archetypus aller Furcht. Entsprechungen für das ‚Andere der Ordnung‘ sind: Undefinierbarkeit, Inkohärenz, Widersinnigkeit, Unvereinbarkeit, Unlogik, Irrationalität, Mehrdeutigkeit, Verwirrung, Unentscheidbarkeit, Ambivalenz“ (Bauman 2005, S. 20).

tematic effort to reduce the frequency with which hermeneutical problems are encountered [...]” (Bauman 1990, S. 146).⁶⁰ Auf diesen Annahmen aufbauend dient Bauman das Konzept der Ambivalenz als Erklärungs- und Analysegrundlage für konkrete historische Prozesse (wie etwa den Holocaust, vgl. Fn. 51) und zeitdiagnostische Beobachtungen.

Auch wenn andere Gegenwartsdiagnostiker diesen Zusammenhang im Gegensatz zu Bauman nicht ausführlich erörtern, gilt auch für sie die implizit Annahme, dass Kontingenz stets Angst hervorruft. Wie in Kapitel 1 ausgeführt, beruht Kontingenzangst als Leiden an Unbestimmtheit indes auf einem Bedürfnis nach epistemischer Kontrolle. In den dargestellten Ansätzen wird dieses Bedürfnis tendenziell als konstant verstanden. Allein bei Bauman, in dessen gesellschaftstheoretischem Konzept Unbestimmtheit wie ausgeführt zunächst ebenfalls generell als beängstigend beschrieben wird, finden sich Hinweise auf die Variabilität des Bedürfnisses nach epistemischer Kontrolle. Er deutet dessen Kulturabhängigkeit an, indem er historisch bedingte Ansprüche an Ordnung und Klarheit als eine Ursache der Verbreitung von Angst bestimmt: Die Gegenwart ist demnach weiterhin durch das im Zuge der Aufklärung entstandene, besonders intensive, Streben nach Bestimmtheit geprägt. Auch in verschiedenen sozialen Gruppen sowie individuell kann dieses Bedürfnis unterschiedlich stark ausgeprägt sein und nicht zuletzt ist Kontingenz in verschiedenen Situationen und bei verschiedenen Themen unterschiedlich problematisch: Die fehlende Absehbarkeit der beruflichen Zukunft stellt im Regelfall ein größeres Problem dar als die der Pünktlichkeit der S-Bahn; die mehr oder weniger freie Entscheidung, Tischler oder Arzt zu werden, wirkt zumeist gravierender als die zwischen dem roten und dem blauen Pullover. Entstehung und Ausmaß von Kontingenzangst ergeben sich insofern nicht allein aus der Wahrnehmung von Kontingenz als solcher, sondern hängen auch von der soziokulturellen, individuellen und situativen Ausprägung des jeweiligen Bedürfnisses nach epistemischer Kontrolle ab.

⁶⁰ Inwiefern Ambivalenz nicht nur ein sprachliches, sondern unmittelbar auch ein soziales Problem darstellt, demonstriert Bauman häufig am Beispiel des Fremden, der quer zur Dichotomie zwischen Freund und Feind liegt: „Gegen diesen behaglichen Antagonismus, dieses von Konflikten zerrissene Zusammenspiel von Freunden und Feinden rebelliert der Fremde. Die Bedrohung, die er mit sich bringt, ist erschreckender als die, die man vom Feinde fürchten muss“ (Bauman 2005, S. 95). Der Fremde ist im Freund-Feind-Schema unbestimmt, seine Existenz zeigt die Unvollkommenheit dieser Klassifikation an, stellt ihre Gültigkeit in Frage und erzeugt Ambivalenz. Dieses zunächst kognitiv-klassifikatorische Problem hat schnell Handlungs- und soziale Folgen: Um diese Störung zu beseitigen, kann der Fremde beispielsweise nun durch räumliche Segregation ausgegrenzt werden, so dass er als Problem nicht mehr auftaucht; man kann auch versuchen, ihn zu assimilieren und ihn so – z.B. je nach seiner Bereitschaft – doch einer der beiden Kategorien zuzuordnen; oder man unterwirft ihn, wodurch er fortan in ein neues Klassifikationsschema – Herr und Knecht – passt (vgl. Bauman 1990).

Der zweite Aspekt, der diesen Ansätzen im Hinblick auf Kontingenz als Problem implizit innewohnt, besteht in der Vorstellung, dass diese mit einem Bedrohungsfokus und insofern nicht zuletzt konkreten Ängsten verbunden ist. Es ist hier nicht die Ungewissheit und Orientierungslosigkeit allein, die als beängstigend empfunden wird, sondern zusätzlich der Umstand, dass unter der Bedingung von Ungewissheit negative Möglichkeiten in den Vordergrund zu rücken scheinen. Die Folge der Wahrnehmung prinzipieller Kontingenz seien negative Erwartungen: "Not knowing the outcome of our actions strengthens uncertainty and the negative expectations of events. Not knowing and the sentiment that it is not possible to know weakens the human capacity to take chances. The expectation of negative outcomes is not hospitable to social experiments, and when suspicion of outcomes is so deeply entrenched throughout society, the quality of reactions to new events becomes at least unstable and anxious" (Furedi 2006, S. 63). Nicht zuletzt im Hinblick auf soziale Beziehungen führt Kontingenz demnach aufgrund geringer normativer Regulierung zu Bedrohungswahrnehmungen: "[...] when attitudes and ways of behaving can no longer be taken for granted, experiences which were hitherto relatively straightforward now become seen as risky. This is the key to understanding the obsession with risk and safety in society today" (Furedi 2006, S. 68). Am Beispiel von Familienbeziehungen erläutert Furedi, dass die verlorene Selbstverständlichkeit und Normiertheit des gegenseitigen Umgangs den Eindruck hervorruft, Risiken ausgesetzt zu sein: "Not surprisingly, the family becomes seen as a dangerous site where many of the participants are held continually at risk. The family home is no longer portrayed as a refuge, but as a jungle where children are at risk of abuse and where women are at risk of domestic violence" (Furedi, S. 68).⁶¹ Insgesamt gilt in angstbezogenen Gegenwartsdiagnosen: Entscheidungsfreiheit scheint vor allem Risiken, etwa das Risiko des Versagens, zu implizieren; bei Beck führt das Kontingenzbewusstsein im Hinblick auf wissenschaftliche Erkenntnisse dazu, dass bei als risikolos eingestuften Sachverhalten erst recht Risiken vermutet werden; Bauman geht davon aus, dass dem Fremden Mißtrauen entgegengebracht wird; und für ihn sowie für Furedi gilt die Annahme, dass eine fehlende Verhaltensregulation in sozialen Beziehungen zu chronischem Mißbrauchsverdacht führt.

Auch diese Zusammenhänge sind jedoch nicht selbsterklärend, denn Kontingenz und deren Wahrnehmung beinhaltet gerade keine evaluativen Tendenzen: Sie sagt noch nichts darüber aus, ob etwas eher positiv oder eher negativ zu

⁶¹ Genauso verhielte es sich am Arbeitsplatz, an dem die Beziehungen zwischen Kollegen nicht länger als garantiert angesehen werden könnten, so dass man sich dort nun den Risiken von Belästigung und Mobbing ausgesetzt sehe. So könne ein Blick am Arbeitsplatz aufgrund unklarer bzw. unregelter Beziehungen zwischen Männern und Frauen als Sympathiebekundung oder aber als Belästigung empfunden werden.

betrachten ist. Die im Zuge von Individualisierungsprozessen entstandene Entscheidungsfreiheit bedeutet neben Risiken auch Chancen sowie die Möglichkeit, falsche oder eben richtige Entscheidungen zu treffen, sie kann zu Mißerfolg oder aber Erfolg führen. Die Wahrnehmung einer Kontingenz von (Experten-)Wissen kann Zweifel darüber verursachen, ob etwas als ungefährlich Deklariertes nicht doch gefährlich sein kann, sie kann aber ebenso dazu führen, dass die Gültigkeit eines Risikowissens hinterfragt wird. Der oder das ambivalente „Fremde“ kann als Störung der Ordnung oder als etwas Neugier erweckendes Unbekanntes erlebt werden und das Fehlen normativer Leitlinien und damit eine Kontingenz im Hinblick auf das Verhalten in sozialen Beziehungen kann als Problem verstanden und die Gefahr von Mißbrauch, Gewalt oder Unbeständigkeit betont werden, gleichermaßen möglich sind jedoch auch Unterstützung, Kooperation und Dauerhaftigkeit.

Der in Gegenwartsdiagnosen hergestellte Zusammenhang zwischen Kontingenzwahrnehmung und der Betonung negativer Möglichkeiten ist z.T. darauf zurückzuführen, dass Kontingenz häufig in einem Atemzug mit konkreten Bedrohungen thematisiert wird. Er ergibt sich so teilweise faktisch, wenn etwa Veränderungen des Beschäftigungssystems die Gefahr des Arbeitsplatzverlusts erzeugen. Mitunter beruht er auch auf negativen Erfahrungen und Risikowissen (etwa Wissen um das menschliche Gewaltpotenzial oder technische Risiken), die negative Möglichkeiten unter der Bedingung von Kontingenz salient werden lassen. In beiden Fällen ist es jedoch nicht die Kontingenzwahrnehmung selbst, die negative Aspekte ins Blickfeld rückt, vielmehr liegt die Bedrohungswahrnehmung in der Gleichzeitigkeit der sie begleitenden oder salient werdenden konkreten Bedrohungen begründet. Häufig wird jedoch wie beschrieben auch vorausgesetzt, dass Kontingenz per se die Wahrnehmung bedrohlicher Aspekte generiert. Eine Erklärungsvariante hierfür besteht darin, dass dieser Zusammenhang auf angstbezogenen Dynamiken beruht, worauf weiter unten eingegangen werden wird.

2.2.4.3 *Angsteffekte als psychische Phänomene*

Gegenwartsdiagnosen beinhalten mit Annahmen wie einem angstbedingten latenten Risikoverdacht und Bedrohungsfokus sowie einer Generalisierungs- und Übertragungswirkung der postulierten frei flottierenden Angst weitreichende Aussagen über Effekte, die auf die Bedeutung psychischer Prozesse verweisen. Auf sozialen Bedingungen beruhende Angst wird hier generalisiert zu einem Grundgefühl, das nun die Wahrnehmung prägt und dabei zur Ursache weiterer Angst wird. Diese angenommenen Prozesse werden von den Autoren allerdings

nicht näher betrachtet, so dass eine Reihe von Fragen unbeantwortet bleibt. So ist nicht zuletzt unklar, wie plausibel solche Effekte generell sind und welchen Voraussetzungen sie unterliegen. Existieren beispielsweise Effekte der Generalisierung und Bedrohungsfokussierung und wenn ja, wirken sie wahllos oder sind sie domänenspezifisch, d.h., erzeugen sie Angst bzw. angstrelevante Wahrnehmungen in beliebigen oder lediglich in spezifischen weiteren Bereichen? Nimmt man ihre Existenz an, so stellt sich zudem die Frage, inwiefern kognitive oder emotionale Prozesse hierfür verantwortlich sind. Bei Beck erscheint der Risikoverdacht teilweise als gewissermaßen kognitiv-rationale Übertragung von Risikowissen auf andere Bereiche. Bauman und Furedi legen dagegen eher emotionale Effekte der frei flottierenden Angst nahe. Sind es also kognitive Wissensstrukturen – etwa bedingt durch Vermittlung von Risikowissen oder aversive Erfahrungen –, die auf andere Bereiche angewendet werden, oder handelt es sich um die Wirkung von Emotionen auf die Wahrnehmung? Wo verläuft die Grenze zwischen rationalen, kognitiven und emotionalen Mechanismen?

Auch im Hinblick auf die Unterscheidung sowie den Zusammenhang zwischen konkreter Angst und Kontingenztangst sind Fragen nach den Möglichkeiten von Angsteffekten relevant. Hier werden implizit Wechselbeziehungen in beide Richtungen angenommen. So wird in Gegenwartsdiagnosen wie beschrieben angenommen, dass aversive Erfahrungen oder Risikowissen – etwa historische Gewalterfahrungen bzw. Wissen um Bedrohungen durch Toxine – nicht nur diesbezügliche konkrete Angst auslösen, sondern zugleich zu Kontingenztangst führen, indem sie den Rahmen des bis dahin überhaupt Denkbaren aufbrechen. Da diese Wahrnehmung aus Angst hervorgegangen ist, so wäre zumindest prinzipiell denkbar, erscheint Kontingenz als bedrohlich und erzeugt Kontingenztangst, d.h. ein Leiden an der Unbestimmtheit darüber, was möglich ist. Konkrete Angst würde in diesem Fall aufgrund von Angsteffekten zu Kontingenztangst führen. Umgekehrt lässt sich in diesem Bezugsrahmen auch der zuvor thematisierte Zusammenhang zwischen Kontingenz und der daraus folgenden Betonung negativer Möglichkeiten aufgreifen. Setzt man eine aus Kontingenztangst resultierende Kontingenztangst voraus, so wäre denkbar, dass diese Angst selbst zu einer Wahrnehmungspräferenz für bedrohliche Situationsaspekte führt oder dass die Fixierung negativer Erwartungen eine Variante der Bewältigung (vgl. den nächsten Abschnitt) von Unbestimmtheit darstellt. In beiden Fällen würde Kontingenztangst als Leiden an der Unbestimmtheit einen Bedrohungsfokus und damit möglicherweise konkrete Ängste hervorrufen. Kurz: Sowohl Wissen um konkrete Gefahren als auch Kontingenztangst führen möglicherweise zu Angst, die ihrerseits einen Bedrohungsfokus und damit sowohl konkrete Angst als auch Kontingenztangst und Kontin-

genzangst bedingt. Auch solche Annahmen verweisen auf die Frage nach psychischen Prozessen bzw. der Wirkung von Angst auf die Wahrnehmung.

Es deutet sich hier also insgesamt an, dass die Annahme eigendynamischer Effekte von Angst als Erklärungsbestandteil ihrer gesellschaftlichen Verbreitung näher untersucht und dabei das Verhältnis zwischen Kognition und Emotion geklärt werden müsste. Aufbauend auf den Ergebnissen ließe sich dann auch untersuchen, inwiefern eigendynamische psychische Effekte von Angst ihrerseits sozialen Bedingungen unterliegen – und so einen soziologischen Mehrwert generiert, der bislang noch nicht ins Blickfeld geraten ist.

2.2.4.4 *Bewältigung*

Die erörterten Bewältigungsformen wirken als negative oder positive Bedingungen der Angstentstehung und zeigen so, dass die Bestimmung möglicher Bewältigungsmechanismen eine Teilaufgabe der Untersuchung der Ursachen von Angst darstellt. Da die Bewältigung von Angst in gegenwartsdiagnostischen Ansätzen zumeist eher en passant behandelt wird und die Auswahl aufgeführter Formen keiner klaren Logik folgt, bleibt hier sowohl das Verhältnis zwischen Entstehung und Bewältigung zu klären als auch nach einer Systematisierungsgrundlage für die Analyse möglicher Bewältigungsformen zu suchen. Darüber hinaus wird hier deutlich, dass eine nähere Betrachtung psychischer Prozesse auch im Hinblick auf Bewältigungsmechanismen erforderlich ist. Dabei sind vor allem die Bedeutung und die Möglichkeiten unbewusster Prozesse zu untersuchen, da Mechanismen wie etwa die angenommene Bewältigung von Angst durch Verdrängung oder eine Verschiebung auf andere Objekte als bewusst beabsichtigte Vorgänge kaum denkbar wären bzw. wirksam sein könnten. Auch hier gilt darüber hinaus, dass erst die Klärung dieser Fragen eine Grundlage dafür schafft, die soziale Bedingtheit von Bewältigungsformen gezielt zu analysieren.

2.2.5 **Zusammenfassung**

Angstbezogenen Gegenwartsdiagnosen zufolge ist in den letzten Jahrzehnten eine gesamtgesellschaftliche Zunahme von Angst zu verzeichnen, so dass diese heute das bestimmende Grundgefühl darstellt. Während die empirische Tragfähigkeit dieser Annahme am Ende der Arbeit ebenfalls untersucht werden soll, stand hier zunächst die Analyse der in Gegenwartsdiagnosen dafür als ursächlich betrachteten Bedingungen im Fokus der Erörterungen. Der Begriff Gegenwarts-

diagnose verweist dabei auf zwei Gründe dafür, dass von den hier erörterten Ansätzen insgesamt keine theoretische Systematisierungsgrundlage für die Bestimmung der sozialen Ursachen von Angst zu erwarten war. Zum einen beziehen sie sich auf die Gegenwart, d.h., sie thematisieren ein begrenztes Spektrum von, nämlich zeitspezifischen, Faktoren. Zum anderen ist es, um eine Diagnose stellen zu können, zwar notwendig, Symptome zu benennen (wobei eine hohe Anzahl von mit der Diagnose konsistenten Symptomen hilfreich ist), ihre theoretische Integration und die Entwicklung eines systematischen Erklärungsmodells ist für diesen Zweck dagegen nicht zwingend erforderlich. Darüber hinaus gilt, dass Gegenwartsdiagnosen aufgrund ihrer globalen Analyseebene eine nur geringe Sensibilität für die soziale Verteilung von Angst und der postulierten Mechanismen aufweisen. Kennzeichnend für diese Ansätze sind vielmehr Pauschalisierungen: Überall lauern konkrete Bedrohungen, jeder ist betroffen, alles ist angsterzeugend kontingent, Angst flottiert frei. Während sozialstrukturelle Rahmenbedingungen – etwa die Verteilung von Zielen und Mitteln – in anomie-theoretischen Ansätzen eine wesentliche Erklärungsgrundlage für die Angstentstehung bilden, werden solche Faktoren hier kaum erörtert. Im Hinblick auf die in diesen Ansätzen primär thematisierten Aspekte wird darüber hinaus nicht differenziert, welche Bedeutung diese für verschiedene soziale Gruppen besitzen, d.h. etwa, welche Bereiche der Kontingenzzunahme und welche konkreten Gefahren überhaupt wahrgenommen werden und inwiefern sie dann Angst auslösen.

Doch wenngleich der Schwerpunkt dieses soziologischen Genres nicht auf der systematischen Entwicklung von Theorien liegt, so dass neben Fragen der sozialen Differenzierung nicht zuletzt bereits der Untersuchungsgegenstand selbst – Angst – konzeptuell weitgehend unbeleuchtet bleibt⁶², konnten in den

⁶² Bereits eine Bestimmung von Angst als einer Emotion fehlt nahezu gänzlich und auch im Übrigen findet keine Auseinandersetzung mit dem Wesen, etwaigen Charakteristika oder Typen von Angst statt. Diese mangelnde Beschäftigung kommt nicht zuletzt in begrifflichen Vorstellungen zum Ausdruck, in denen die in Kapitel 1 aus der transdisziplinären Forschung generierte Unterscheidung zwischen Kontingenzzangst und konkreter Angst durcheinandergewürfelt wird. So schreibt Bauman (als immerhin einer der wenigen, die hierzu überhaupt Stellung nehmen) in einem ansonsten durchaus eleganten Resümee der in Gegenwartsdiagnosen thematisierten Angst: "Fear is at its most fearsome when it is diffuse, scattered, unclear, unattached, unanchored, free floating, with no clear address or cause; when it haunts us with no visible rhyme or reason, when the menace we should be afraid of can be glimpsed everywhere but is nowhere to be seen. 'Fear' is the name we give to our *uncertainty*: to our *ignorance* of the threat and of what is to be *done* – what can and what can't be – to stop it in its tracks – or to fight it back if stopping it is beyond our power" (Bauman 2006, S. 2 – Herv. im Original). Durch diese konzeptuelle Vermengung der beiden Angstformen aber wird das analytische Potenzial dieser Unterscheidung verschenkt. So konnte etwa gerade die hier vorgenommene Differenzierung nicht nur klären helfen, dass eben nicht spezifische Ängste, sondern Kontingenzz-

vorangegangenen Erörterungen aus diesen Ansätzen wesentliche soziale Bedingungen der Angstentstehung destilliert werden. Als zentrale Ursachen ließen sich vor allem drei Themenkomplexe ausmachen: Zahlreiche konkrete, global wirk-same Risiken, eine Zunahme von Kontingenz bzw. Kontingenzwahrnehmung sowie Effekte von Angst selbst. Gleichzeitig verweisen die vorangegangenen Ausführungen auch auf zentrale ungeklärte Fragen in jedem dieser Erklärungsbe-reiche.

Im Hinblick auf die soziale Bedingtheit von konkreten Ängsten bieten diese Ansätze kaum analytisches Potenzial, da die Benennung der höchst heterogenen Bedrohungen vorrangig der Illustration der getroffenen Diagnose dient und die Entstehung selbst nicht näher untersucht wird.⁶³ Hier lässt sich vorerst lediglich festhalten, dass vor allem historische Erfahrungen und das Wissen um spezifische – insbesondere durch die technisch-technologische Entwicklung hervorgerufene – Risiken als Anlass der Angstentstehung gelten. Hier ist insofern weiter zu fragen, wie genau die Entstehung von konkreten Ängsten gegenüber spezifischen Objekten und Situationen aus soziologischer Perspektive erklärt und deren soziale Bedingtheit näher bestimmt werden kann.

Das Kernargument in Gegenwartsdiagnosen besteht indes in einer Zunahme von Kontingenz und einer entsprechenden Wahrnehmung. Dieser Umstand wird detailliert erörtert und auf drei Aspekte – Individualisierungsprozesse, eine gewachsene gesellschaftliche Komplexität und Dynamik sowie eine erhöhte kulturelle Kontingenzwahrnehmung bei gleichzeitig hohen kulturellen Ansprüchen an Nicht-Kontingenz – zurückgeführt. Während eine allumfassende Ungewissheit zunächst klar als die zentrale Erklärungskomponente für die Entstehung der Angstgesellschaft bestimmt werden kann, erwiesen sich in diesem Kontext wesentliche implizit unterstellte Zusammenhänge als problematisch. Vor allem konzeptuell bleiben zentrale Aspekte ungeklärt: Zum einen wird Kontingenz mit Kontingenzzangst gleichgesetzt, zum anderen angenommen, dass Kontingenz bzw. Kontingenzzangst mit einem Bedrohungsfokus und insofern konkreten Ängsten verbunden ist. Auf Basis der Erörterungen zur Unterscheidung beider Angstformen in Kapitel 1 konnte hier bereits festgestellt werden, dass Kontingen-zangst allerdings nur insoweit Kontingenzzangst auslöst, wie Kontingenz als Prob-

angst deutlich im Zentrum der von Gegenwartsdiagnosen thematisierten Zusammenhänge steht, sondern mithilfe dieser Unterscheidung auch implizit angenommene Wechselwirkungen zwischen Kontingenzzangst und konkreter Angst sichtbar gemacht werden.

⁶³ Hinzu kommt, dass die empirische Validität der hier getroffenen Annahmen umstritten ist: Dies betrifft etwa die reale Zunahme von Risiken, d.h., inwiefern überhaupt von einer erhöhten technischen Risikoproduktion oder gesteigerten Risiken der Lebensführung, Beschäftigung oder sozialen Beziehungen (z.B. Partnerschaft) gesprochen werden kann (Münch 2000). Für die hier im Vordergrund stehende konzeptuelle Analyse sind Fragen nach der empirischen Geltung solcher Annahmen jedoch zunächst unerheblich.

lem wahrgenommen wird, d.h. ein etwa kulturelles oder objektspezifisches Bedürfnis nach Bestimmtheit vorliegt. Der hergestellte Zusammenhang zwischen Kontingenz und einem Bedrohungsfokus wiederum ist kaum selbstverständlich, wobei eine mögliche Erklärungsvariante dahingehend ausgemacht werden konnte, dass sich eine solche Verbindung eventuell durch eigendynamische Effekte von (Kontingenz-)Angst plausibilisieren ließe.

Die hiermit schon angedeutete dritte Erklärungskomponente, derzufolge Angst eine eigenständige Ursache ihrer selbst darstellt, indem sie eigendynamische Effekte sowie verschiedene Bewältigungsmechanismen in Gang bringt, bleibt ebenfalls weitgehend vage und spekulativ. So wird angenommen, dass Angst und angstrelevante Wahrnehmungen von bestimmten Bereichen auf andere generalisiert werden und implizit Wechselwirkungen zwischen Kontingenz, Kontingenztangst sowie konkreten Ängsten unterstellt, ohne dass sich die Autoren mit den Vorgängen, die hierfür notwendig wären, näher befassen. Darüber hinaus werden zwar zahlreiche Bewältigungsmechanismen postuliert, allerdings bleibt deren Auswahl zum einen selektiv und unsystematisch, zum anderen werden auch hier, etwa bei Thesen zur Verdrängung oder Verschiebung von Ängsten, erforderliche Erklärungsbestandteile wie unbewusste Prozesse nicht näher untersucht. Die in Bezug auf diese Erklärungskomponente angenommenen voraussetzungsreichen Vorgänge beruhen auf psychischen Mechanismen, deren Untersuchung zur Prüfung der Plausibilität solcher Effekte unerlässlich ist. Eine solche Analyse sollte dabei eine Klärung des Verhältnisses von Kognition und Emotion, der Entstehung und Bewältigung sowie eine Untersuchung unbewusster Prozesse umfassen. Erst eine gezielte Auseinandersetzung mit solchen Mechanismen und konzeptuellen Grundlagen ermöglicht es dann auch, die in diesen Ansätzen bislang nicht thematisierte, gerade aus soziologischer Perspektive jedoch zentrale Frage nach den sozialen Bedingungen von Angsteffekten und Bewältigungsformen zu untersuchen.

Insgesamt lassen sich aus Gegenwartsdiagnosen eine Reihe wichtiger Impulse für die Bestimmung der sozialen Bedingungen von Angst extrahieren, gleichzeitig werden zahlreiche wichtige Fragen aufgeworfen, die für eine systematische soziologische Auseinandersetzung mit der Entstehung von Angst beantwortet werden müssen. Im nächsten Kapitel soll daher ein dritter Zugang zu den sozialen Bedingungen von Angst gewählt werden. Die Emotionssoziologie widmet sich den sozialen Bedingungen und Konsequenzen von Emotionen und kann insofern als eine Art natürlicher Heimat einer Soziologie der Angst angesehen werden. Hier finden sich möglicherweise Theorien der Emotionsentstehung, die in der Lage sind, die in anomietheoretischen und gegenwartsdiagnostischen Ansätzen erörterten Ursachen systematisch zu integrieren und offene Fragen – zu

grundlegenden konzeptuellen Zusammenhängen in Bezug auf Angst, ihrer sozialen Verteilung sowie angstbezogenen Mechanismen – zu beantworten.

2.3 Emotionssoziologie

Eine systematische Beschäftigung mit den sozialen Entstehungsbedingungen und Konsequenzen von Angst kann von Ansätzen erhofft werden, die sich explizit mit dem Zusammenhang zwischen sozialen Randbedingungen und Emotionen befassen. Hier hat sich seit Ende der 1970er Jahre mit der Emotionssoziologie eine eigenständige Subdisziplin etabliert, die sich eben dies zur Aufgabe gemacht hat. Dabei werden Emotionen zum einen als abhängige Variable aufgefasst, deren Entstehung, wie menschliches Handeln, Denken und Erleben insgesamt, sozialen Einflüssen unterliegt. Zum anderen werden sie als Faktoren angesehen, die ihrerseits Einfluss auf soziale Zusammenhänge ausüben, d.h. zu deren Stabilisierung beitragen oder zu sozialem Wandel führen können. Die emotionssoziologische Theoriebildung thematisiert beide Aspekte, insgesamt liegt ihr Schwerpunkt indes bisher auf der Bestimmung der sozialen Bedingungen von Emotionen. Mittlerweile existiert eine Reihe unterschiedlicher Ansätze aus verschiedenen soziologischen Theorietraditionen, die hierbei relevante Mechanismen und Faktoren spezifizieren. Im Folgenden sollen diese Theorien und ihre potenziellen Beiträge zu einer Soziologie der Angst untersucht werden. Als Strukturierungsprinzip sollen dabei drei grobe Klassen von Ansätzen unterschieden werden.⁶⁴ Zum einen existieren Ansätze, die sozialstrukturelle Verhältnisse als zentrale Bedingung der Emotionsentstehung betrachten, während eine zweite Gruppe von Ansätzen vor allem kulturelle Einflüsse als wichtige Faktoren hervorhebt. Drittens schließlich können symbolisch-interaktionistische Ansätze unterschieden werden, die aufgrund ihres spezifischen Fokus, den sie auf die Ebene intrapsychischer Mechanismen und die Bedeutung des Selbst bei der Un-

⁶⁴ Stets und Turner unterscheiden mit Austausch- sowie Ritualtheorien zwei weitere Gruppen von Ansätzen, die im vorliegenden Kontext jedoch nicht erörtert werden sollen. Austauschtheoretische Ansätze setzen bei der Frage an, welche emotionalen Folgen in Interaktionen auftretende Verluste bzw. fehlende Gewinne haben und welche Implikationen sich daraus für soziale Kooperation und Kohäsion ergeben. Sie treffen dabei allerdings keine Aussagen über Angst. Auch Collins' (1990, 2005) für die Emotionssoziologie insgesamt bedeutsame Theorie der Interaction Ritual Chains bleibt im Folgenden ausgespart. Sie leistet zwar einen wichtigen Beitrag zur Erklärung von Solidarität und Kohäsion sozialer Einheiten und misst Emotionen hier eine zentrale Bedeutung bei. Allerdings operiert Collins vorrangig mit dem Konzept (positiv valenter) „emotionaler Energie“, die in Interaktionsritualen entsteht. Konkrete oder zumindest negative Emotionen werden dabei kaum behandelt, so dass dieser Ansatz zur Erklärung der Entstehung von Angst wenig Ertrag verspricht.

tersuchung emotionaler Prozesse legen, als eigenständige Theorietradition behandelt werden sollen.

2.3.1 Sozialstrukturell orientierte Theorien

2.3.1.1 Macht-und-Status-Theorie

Kempers Theorie (Kemper 1978, 1991, 2004, 2006, Kemper/Collins 1990) gehört zu den Klassikern der Emotionssoziologie und geht von der Grundannahme aus, dass die Emotionsentstehung vor allem von sozialstrukturellen Merkmalen abhängig ist. Er bestimmt Macht und Status anhand von sozialpsychologischen Studien als die beiden grundlegenden Aspekte, in denen sich Sozialstruktur beschreiben lässt (vgl. insbesondere Kemper 1978 und Kemper/Collins 1990): "For many analytical purposes the distributions of power and status are the important elements of what we ordinarily discuss under the rubric social structure. Social structure thus defined is a general concept. It applies at the macrolevel, as in the relations between social categories (e.g., male and female), organizations, social classes, or societies; it applies also at the microlevel, where the actors are individuals in interpersonal relations" (Kemper 1981, S. 338). Macht versteht Kemper dabei mit Max Weber als die Chance, den eigenen Willen gegen den Willen anderer durchsetzen zu können (vgl. Weber 1922, S. 28), Status hingegen beruht auf Freiwilligkeit und besteht in der sozialen Anerkennung und Würdigung durch andere.

Emotionen entstehen Kemper zufolge in Verbindung mit bestehenden Macht- und Statusrelationen (strukturelle Emotionen) sowie als Ergebnis oder Antizipation diesbezüglicher Veränderungen (resultierende bzw. antizipatorische Emotionen). Dabei spielt zusätzlich die Beurteilung von „Agency“, die jeweilige Attribution für die bestehende, entstehende oder antizipierte Position auf sich selbst, Interaktionspartner oder eine dritte Partei (vgl. Kemper 1978, 2004), eine zentrale Rolle. Diese drei Parameter – Macht, Status und Attribution – bilden die zentralen Bausteine in Kempers Modell: Individuen interpretieren demnach ihre sozialen Beziehungen entlang dieser Dimensionen, d.h., sie bestimmen ihre (gegebene, resultierende oder antizipierte) Macht- und Statusposition relativ zu anderen, bewerten diese als angemessen, exzessiv oder zu gering und schreiben Verantwortung für diese Position zu. Je nach Ausprägung dieser Aspekte entstehen unterschiedliche Emotionen: Empfindet Ego beispielsweise seinen Status als zu gering und macht dafür sich selbst verantwortlich, so führt dies zu Scham, attribuiert er dagegen die Verantwortung auf sein Gegenüber, dann entsteht Wut.

Für Angst ist dabei festzustellen, dass Kemper die Machtdimension als zentralen Bedingungsaspekt definiert. Angst resultiert demzufolge daraus, dass ein Akteur seine eigene Machtposition als unzureichend bzw. die des anderen als exzessiv wahrnimmt. Das Entstehen von Angst begründet er damit, dass es dem Interaktionspartner unter diesen Bedingungen möglich sei, den Akteur gegen seinen Willen zu Handlungen zu bewegen, ihn zu bedrohen und ihm gegenüber destruktive Handlungen zu vollziehen. Das bedeutet umgekehrt, dass der Akteur im Falle eines Machtdefizits oder Machtverlusts eine geringe Durchsetzungsfähigkeit im Hinblick auf die Realisierung eigener Pläne in zukünftigen Interaktionen hat: "A loss [of power – Anm. d. Verf.] indicates that the other actor is more dangerous and that the loser's resources for engaging in conflict are less than he thought" (Kemper/Collins 1990, S. 56).⁶⁵

Kemper beschreibt die entstehende Emotion dabei als „Fear-Anxiety“, differenziert also zunächst nicht zwischen beiden Angstformen.⁶⁶ Wenngleich er selbst die Unterscheidung zwischen ihnen nicht für bedeutsam hält, lassen sich zumindest Anklänge im Hinblick auf Kontingenztangst ausmachen. Denn neben den beschriebenen Restriktionen rufen Machtdefizite Kemper zufolge zugleich Ungewissheit hervor: "Given that the other might actually or potentially engage in [...] coercion, one's time horizon is importantly curtailed. 'Anything can happen' because of one's weakness, and the sense of this augments fear/anxiety" (Kemper 2006, S. 98 – Herv. d. Verf.). Noch deutlicher wird dies an anderer Stelle, wenn Kemper feststellt, dass unzureichende Macht "makes the future both uncertain and uninviting" und erzeuge so Bedingungen, die "suitable conditions for fear-anxiety" (Kemper 1978, S. 56) darstellen. Machtdefizite sind aus dieser Perspektive nicht nur mit einem Verlust an Handlungsfreiheit verbunden, sondern auch mit einer Unvorhersagbarkeit und allgemeinen Ungewissheit, die Kemper als problematisch beschreibt und die daher als Kontingenztangst bestimmt werden kann.⁶⁷

⁶⁵ Zumindest in frühen Arbeiten nimmt er zudem an, dass Angst durch Attributionsprozesse eine spezifische Ausrichtung erhält: Wenn Individuen ihren Mangel an Macht auf sich selbst attribuieren, so führt dies zu introjizierter, als „Subjugation“ erfahrener Angst, die in einem Gefühl der Hilflosigkeit und Fluchtverhalten mündet. Schreiben sie das Defizit dagegen Anderen zu, so entsteht extrojizierte, als „Rebellion“ erlebte und zu Angriffsverhalten führende Angst (Kemper 1978, S. 57f.).

⁶⁶ In einer Fußnote konstatiert er: "Although many investigators distinguish between fear and anxiety, we will not do so because the distinction is not germane here" (Kemper 2006, S. 111, Fn. 12).

⁶⁷ Diese Zusammenhänge gelten zunächst für strukturelle und resultierende Emotionen, d.h. für stabile Relationen sowie die Ergebnisse von Veränderungen von strukturellen Positionen. Nun ließe sich annehmen, dass Kempers dritte Art der antizipatorischen Emotionen besonderen Aufschluss zu den Bedingungen von Angst bietet. Hier beschränkt sich Kemper allerdings auf die Einführung von zwei weiteren Dimensionen: 1. Optimismus-Pessimismus, d.h. der generell-

Kempers Modell der Emotionsentstehung beruht auf der Differenzierung zweier Dimensionen der Sozialstruktur, die je nach Bewertung ihrer Ausprägung und hierfür vorgenommener Zuschreibungen zu unterschiedlichen Emotionen führen. Dieses Modell besticht vor allem durch seinen formal-logischen Charakter und seine Fähigkeit, anhand weniger Parameter eine Vielzahl von Bedingungskonstellationen für die Emotionsentstehung (bis zu 252 – vgl. Kemper 1978) zu bestimmen. Wie in den folgenden Ausführungen deutlich werden wird, hat Kempers Theorie als einer der ersten dezidiert emotionssoziologischen Ansätze erheblichen Einfluss auf die Konzeption der sozialen Bedingungen von Emotionen ausgeübt, was sich insbesondere im immer wieder auftauchenden Rekurs auf die von ihm betrachteten Parameter zeigt.

Insgesamt ist zunächst festzuhalten, dass Kempers Modell entlang der Machtdimension eine sozialstrukturelle Erklärung für die Entstehung von Angst anbietet. Daraus ergibt sich entsprechend seines Anspruchs auf Gültigkeit auch für die Makroebene, dass die soziale Verteilung von Macht eine entsprechende Verteilung von Angst mit sich bringen sollte.

2.3.1.2 *Exkurs: Barbalets konzeptuelle Analyse und die Angst von Eliten*

Barbalet (2001) zählt zu den wenigen Autoren in der Emotionssoziologie, die sich vornehmlich auf die makrosozialen Bedingungen von Emotionen beziehen (vgl. auch Stets/Turner 2006). Er geht wie Kemper, an dessen Theorie er sich stark anlehnt, davon aus, dass Emotionen in Abhängigkeit von der sozialstrukturellen Verfügbarkeit von Ressourcen wie Macht und Status sozial ungleich verteilt sind und geringe Ressourcen zu negativen Emotionen führen. So entwickeln soziale Gruppen beispielsweise Ressentiments (die unter Umständen zu Protestbewegungen und sozialem Wandel führen können), wenn andere relative Zuwächse an Macht und Status verzeichnen und dies als Bruch von Gerechtigkeitsnormen empfunden wird.

len Erwartung positiver oder negativer Ergebnisse zukünftiger Interaktionen, die sich als Summe der bisherigen Erfahrungen ergibt, und 2. Zuversicht (Confidence), die er als die Einschätzung der "resources in relation to the future interaction at issue" (Kemper 2006, S. 102) beschreibt und die ihrerseits auf der Einschätzung der Situation als mehr oder weniger erfolgversprechend beruht. Die Kreuztabellierung dieser Dimensionen ergibt zwar vier Emotionen, wobei eine – die Kombination aus großem Optimismus und großer Zuversicht – ruhige Zuversicht (serene confidence) darstellt, während die übrigen drei Möglichkeiten Formen der Angst darstellen: Guarded Optimism (Anxiety), Grudging Optimism (Anxiety) sowie Hopelessness (Anxiety). Deren Bedeutung wird allerdings von Kemper nicht ausführlich behandelt oder systematisch in sein Modell eingebunden, so dass keine nähere Betrachtung erfolgen kann.

Auch die soziale Ungleichverteilung von Angst, die sich aus Kempers Modell ableiten lässt, greift Barbalet auf, indem er annimmt, dass Angst auf Machtdefiziten beruht und auftritt, wenn Individuen oder soziale Gruppen nicht über genügend Mittel verfügen, um ihre Interessen durchzusetzen bzw. wenn andere zu mächtig sind und sie an der Realisierung ihrer Interessen hindern können. Zu den Besonderheiten von Barbalet gehört, dass er sich mit einer konzeptuellen Analyse von Angst, ihrer Verteilung, möglichen Verhaltensreaktionen und deren Verhältnis zu sozialem Wandel näher befasst. Auf seine diesbezüglichen Analysen soll im Folgenden näher eingegangen werden.

Barbalet setzt bei der These an, die konventionelle, seit Darwin bestehende Perspektive fasse Angst als eine nicht-konstruktive, (sozialen) Wandel hemmende Emotion auf: "[...] its contribution to individual motivation and behavior is typically depicted as leading to withdrawal if not inertia or paralysis on the one hand, and displacement-anger or even rage on the other" (Barbalet 2001, S. 151), wohingegen er ihre Bedeutung für sozialen Wandel und damit die konstruktive Seite angstbedingten Verhaltens betonen möchte.⁶⁸ Sein Ziel ist es, unter anderem am Beispiel des Verhaltens von britischen politisch-ökonomischen Eliten während und nach dem Ersten Weltkrieg zu zeigen, dass diesen noch eine weitere Reaktion, die der Eindämmung (Containment), hinzuzufügen sei.

Der gegenwärtige wissenschaftliche Angstdiskurs ist seiner Ansicht nach geprägt von einer schon bei Darwin zu findenden Konzeption von Emotionen, die diese als individuelle Reaktion auf Bedrohungen der physischen Unversehrtheit versteht und mit Fluchtverhalten verbindet. Diese Engführungen seien wenig nützlich für das Verständnis sozialer Zusammenhänge bzw. sozialen Verhaltens: "[...] the conception of fear as an individual reaction to physical threat offers very little for an understanding of social behavior and action. And yet, this is the way in which the term is frequently used in the scholarly as well as the lay literatures" (Barbalet 2001, S. 153). Gerade für menschliche Populationen gelte jedoch, dass eine angstausslösende Bedrohung nicht zwangsläufig in einer physischen Gefahr bestehen müsse, sondern sich auch beispielsweise auf das soziale Wohlbefinden beziehen könne. Zudem sei es nicht immer möglich, der Bedrohung durch Flucht zu entgehen. Schließlich stelle Angst nicht allein eine individuelle Reaktion auf eine Gefahr dar, sondern sei eine intersubjektive Erfahrung, die geteilt werden und zu gemeinsamem Handeln oder aber Desintegration führen könne. Um sich von den bisherigen Engführungen zu lösen und Angst auch

⁶⁸ Diese zweite mögliche Verhaltenstendenz, die Angriffstendenz, zu denen er auch Rebellion zählt (s.o.), schwächt diese Behauptung ab, da Rebellionen zweifellos zu sozialem Wandel führen und insofern konstruktiv sein können. Barbalet lässt diese Variante im weiteren Verlauf seiner Analyse allerdings weitgehend unbeachtet und geht davon aus, dass bisher lediglich defensiv-flüchtendes Verhalten als Angstreaktion konzipiert worden sei.

für die Soziologie fruchtbar zu machen, widmet er sich in einem ersten Schritt einer genaueren konzeptionellen Analyse angstbezogener Aspekte.

In der konventionellen Sicht, derzufolge Angst eine Reaktion auf eine physische Bedrohung darstellt, würden insbesondere Ursache und Objekt der Angst allzu oft vermengt, was eine nähere Analyse notwendig mache. Zunächst unterscheidet er: "Following Kemper, the cause of fear is treated as insufficient power. The object of fear, on the other hand, is what the emoting subject is orientated to in their fear. Up to this point, the object of fear has been regarded as threat or danger" (Barbalet 2001, S. 154). Gerade wenn Angst nun eine emotionale Reaktion auf eine Bedrohung darstelle, müsse vor allem der Begriff der Bedrohung näher untersucht werden. Zu dessen Präzisierung greift er auf Hebb's (1946) neurologischen Bestimmungsversuch von Angst zurück: Angst trete auf, wenn etwas wahrgenommen wird, das in einigen Hinsichten hinlänglich vertraut erscheint, um habituelle Wahrnehmungsprozesse auszulösen, in anderen Hinsichten jedoch inkompatible Prozesse auslöst. Diese Situation bestimmt Barbalet in Anlehnung an Hebb als „disruptive stimulation“: "It is this which he [Hebb – Anm. d. Verf.] proposed as the neurological basis of fear, and it is fear which characterizes the object of the disruptive stimulation as a threat. [...] we do not fear because we are threatened, we feel threatened because we fear" (Barbalet 2001, S. 154f.). Hieraus leitet er soziologische Implikationen ab: "The relevance of Hebb's argument for our purposes is in the suggestion that change itself is a potential source of fear. Social experience, even within a brief time-frame, is typically replete with 'objects' sufficiently familiar to arouse habitual processes of perception but at the same time unfamiliar enough to arouse incompatible processes" (Barbalet 2001, S. 155). Natürlich, so Barbalet, rufe nicht jede Veränderung Angst hervor, "[...] but under conditions of the social actor's perceptions of insufficient power, the experience of change is likely to lead to fear. This notion matches the intuitive supposition that change is to be feared, which raises the possibility of deteriorating prospects for subjects whose power is insufficient to provide compensating or mollifying adjustments" (ebd., S. 155). Im nächsten Satz konstatiert er: "The object of fear, then, is not adequately conceptualized as a threatening agent who or which should be avoided. Rather the object of fear is an expectation of negative outcome" (Barbalet 2001, S. 155). Es sei also beispielsweise nicht der Akteur, vor dem man Angst habe, sondern der Schaden, den er anrichten kann: "If an agent is implicated in another's fear, it is not because of what they have done or failed to do, as it is with anger, for instance. Rather, an agent is implicated in another's fear because of what they are likely to do" (ebd., S. 155). Zusammenfassend stellt Barbalet fest, dass die Aussicht auf negative Zustände das Objekt der Angst darstelle, während unzureichende Macht die Ursache von Angst sei.

Mithilfe dieser beiden Bestimmungen will Barbalet nun die Entstehung von Angst bei Eliten erklären. Dabei ergibt sich jedoch zunächst das Problem, dass die Erklärung von Angst als Ergebnis von Machtdefiziten inkonsistent mit der Möglichkeit von Angst bei Eliten zu sein scheint. Eine der sozialstrukturellen Verteilung von Macht entsprechende Verteilung von Angst, die seine Ausführungen nahelegen, erklärt er zunächst zu einer Vermutung anderer Autoren: "Although the claim is seldom made explicit, it is frequently assumed that fear is exclusively an emotion of those in subordinate or weak positions or roles. This is only apparently implied in the explanation that fear is a consequence of power disparity" (Barbalet 2001, S. 161). Vielmehr gelte, dass Machtbeziehungen nicht absolut, sondern relativ verstanden werden müssen: "A relative rather than an absolute power imbalance can be responsible for fear in those who occupy strong and superordinate positions. It is not contradictory to say that a political or social elite might experience fear. An incremental shift of power relations, for instance, in which there is a relative decline in the power of an elite or a relative increase in the power of a subordinate or dependent group, is likely to lead an elite to fear that its privileged position may be in jeopardy. As in other cases, so too here, fear functions as a signal indicating that interests are threatened by the prospects arising from the relations of power in which the subject is implicated" (ebd., S. 161). Ein relativer Machtverlust erzeugt also Angst, die ihrerseits signalisiert, dass Aussicht auf einen Verlust der Privilegien bzw. von Macht besteht.

Nun widmet er sich den Verhaltensreaktionen von Eliten auf Angst. Zunächst erinnert er an Kempers Annahme, diese seien attributionsabhängig: "Kemper hypothesized that the attribution of agency for structural power deficit, with self or other, determines whether fear is experienced as introjected or extrojected, corresponding respectively to behaviors of flight or fight, withdrawal or counter-challenge, subjugation or rebellion" (Barbalet 2001, S. 161). Er hält es nun jedoch für unwahrscheinlich, dass Elitenangst zu Unterwerfung führt, und auch Rebellion erscheint ihm nicht als angemessene Konzeptualisierung möglicher Verhaltensreaktionen. Vielmehr verortet er hier eine weitere Bewältigungsvariante, die er als konstruktive Form begreift: Eliten würden versuchen, die Gefahr einzudämmen, indem sie organisationalen und sozialen Wandel herbeiführen, der wie etwa in Großbritannien darin bestehen kann, dass der Arbeiterklasse ein gewisses Maß an sozialer Absicherung zugestanden und sie in politische Strukturen und Entscheidungsprozesse eingebunden wird. Um Eindämmung als Verhaltensreaktion zu erklären, sei Kempers Annahme der Attributionsabhängigkeit von Angstreaktionen unzureichend, nötig sei eine Berücksichtigung der Ressourcenverfügbarkeit: "The notion of containment outlined here requires an understanding of the role of resources in addition to orientation [Attributionen – Anm. d. Verf.] in the determination of fear-behavior.

Other things being equal, the resources required for containment are greater than those required for rebellion, and those required for rebellion are greater than those required for subjugation. [...] As elites have ready access to resources it is likely that elite fear will not lead to subjugation or rebellion, but principally to containment" (ebd., S. 162). Eliten reagieren auf Angst also deshalb mit Eindämmung, weil sie über ausreichend Ressourcen hierfür verfügen.

Diskussion

Im Folgenden sollen drei kritische Aspekte in Barbalets Analyse erörtert werden. Diese beziehen sich erstens auf seine konzeptuelle Analyse, zweitens auf das Potenzial zur Erklärung von Elitenangst und Elitenverhalten und drittens auf Barbalets Abgrenzungsversuch von spezifischen Forschungstraditionen.

Zunächst ergeben sich offene Fragen im Hinblick auf Barbalets konzeptuelle Analyse der Ursachen und des Objekts der Angst. Als Ursache von Angst beschreibt er zunächst eine disruptive Stimulation, die dann das sie auslösende Objekt als Bedrohung konstituiert. Daraus leitet er ab, dass sozialer Wandel selbst eine mögliche Quelle von Angst darstellt. Dies relativiert er allerdings sogleich, denn Wandel bzw. eine disruptive Stimulation sei nur dann eine Bedingung von Angst, wenn gleichzeitig die Ursache von Angst – unzureichende Macht – vorliege, da dies die Aussicht auf nicht zu kompensierende negative Auswirkungen des Wandels erzeuge. Unmittelbar hierauf folgend konstatiert er, dass nicht ein Akteur, sondern die Erwartung eines negativen Ereignisses das Objekt der Angst darstelle.

Barbalet verweist hier mit den Koordinaten disruptiver Stimulation, Macht sowie der Aussicht auf einen Schaden auf wichtige Aspekte; die Beziehungen, die er zwischen ihnen und zu Angst herstellt, sind jedoch problematisch. Die disruptive Stimulation verweist zunächst deutlich auf Kontingenzt. Insofern diese als Verlust an epistemischer Kontrolle erlebt wird, kann sie als angstausslösende Bedingung verstanden werden: Insofern das Problem sozialen Wandels also in der Veränderung selbst besteht, löst dieser ein Leiden an der Unbestimmtheit, d.h. Kontingenztangst, aus. Die zweite, für ihn eigentliche Ursache von Angst, ungenügende Macht, verbindet er in einem Atemzug mit Wandel sowie negativen Aussichten als Objekt der Angst. Der hier zentrale Satz enthält mehrere Annahmen und soll daher noch einmal aufgegriffen werden: "This notion matches the intuitive supposition that change is to be feared, which raises the possibility of deteriorating prospects for subjects whose power is insufficient to provide compensating or mollifying adjustments" (ebd., S. 155). Wandel bedeutet demnach für jene Akteure negative Aussichten, die über ungenügend Macht verfügen – nur sie müssen Wandel fürchten. Wandel als solcher, so ist zunächst festzustellen, birgt jedoch erstens stets sowohl die Möglichkeit negativer als auch positiver

Entwicklungen – und deren Wahrnehmung hängt zweitens nicht von der Machtposition ab: Im Gegenteil kann Veränderung gerade für diejenigen mit geringer Macht bedeuten, dass es nur besser werden kann, umgekehrt können auch Mächtige Szenarien der Verschlechterung ersinnen.⁶⁹

Wandel spielt im Verlauf der weiteren Ausführungen als Bedingung allerdings keine eigenständige Rolle mehr: Nicht Wandel erzeugt für irgendjemanden bestimmte Aussichten, sondern ungenügende Macht. Die konzeptuelle Logik bleibt jedoch weiterhin problematisch. Im oben genannten Zitat entstehen negative Aussichten bei jenen, die diese nicht kompensieren oder mildern können, allerdings: Setzt die Beurteilung des Machtpotenzials, d.h. der Fähigkeit zur Kompensation oder Milderung, nicht ein Wissen um etwas zu Kompensierendes voraus, so dass negative Aussichten bereits vorliegen müssen? Wenn Macht die Chance bedeutet, seinen Willen gegen den anderer durchsetzen zu können, dann erfordert Macht erstens, einen Willen zu haben, und zweitens, jemanden zu haben, gegen den man ihn durchsetzen kann – die eigene Macht oder Machtlosigkeit zu beurteilen bedeutet also zu bemessen, ob die Durchsetzbarkeit von Interessen möglicherweise bedroht ist. An anderer Stelle schiebt Barbalet, wie oben beschrieben, Angst zwischen beide Komponenten: “[...] fear functions as a signal indicating that interests are threatened by the prospects arising from the relations of power in which the subject is implicated” (ebd., S. 161). Hier ruft erst Angst negative Aussichten hervor, so dass die Sequenz lautet: Ungenügende Macht (Ursache) erzeugt Angst, die dann signalisiert, dass negative Aussichten, d.h. eine Bedrohung (Objekt) vorliegt.⁷⁰ Um also überhaupt auf die Idee zu kommen, bedroht zu sein, muss ein Akteur sein Machtpotenzial beurteilt haben und daraufhin Angst empfinden. Ohne Angst wüsste der Akteur nicht, dass seine Interessen bedroht sind. Auch hier gilt jedoch: Die Wahrnehmung, dass die eigenen Interessen bedroht sind, kann nicht erst eine Folge von Angst sein, da das eigene Machtpotenzial nur im Hinblick auf diese Interessen beurteilt werden kann.

⁶⁹ Machtmangel erhöht Kontingenz, bestimmt aber nicht deren Bewertung. Wie bei Kemper scheint Ungewissheit auch Barbalet tendenziell als „uninviting“ zu gelten. Die Annahme, dass Wandel die Wahrnehmung negativer Möglichkeiten erzeugt, mag – wie in gegenwartsdiagnostischen Ansätzen – auch hier durch die noch zu überprüfende Wirkung von (Kontingenz-)Angst auf die Wahrnehmung erklärt werden, sie ergibt sich jedenfalls nicht von selbst.

⁷⁰ Dies hebt Barbalet in seiner Zusammenfassung noch einmal hervor: “In both phases, individual and social, fear is central to the apprehension of interest and to an understanding of the direction of action. Indeed, the question of how subjects know that their interests are under threat is readily answered: fear” (ebd., S. 168). Die Annahme, nicht eine Bedrohung erzeuge Angst, sondern Angst löse umgekehrt die Wahrnehmung von etwas als Bedrohung aus, verweist deutlich auf die für sozialstrukturell argumentierende Ansätze typische Nähe zu einem nicht zuletzt auf William James zurückgehenden Emotionsverständnis, das vor allem die Beziehung zwischen Kognition und Emotion betrifft und auf das in Kapitel 3.1. zurückzukommen sein wird.

Durch die Bestimmung ungenügender Macht als Ursache von Angst entstehen zweitens auch Schwierigkeiten bei der Begründung von Angst bei Eliten und deren Verhaltensreaktionen. Entweder man nimmt an, dass Angst auch in Machtpositionen vorliegen kann – dann kann Machtlosigkeit hier nicht deren Ursache sein. Oder aber man geht von ungenügender Macht als Ursache aus, womit Barbalets Eliten nicht als mächtig betrachtet werden können, die Grundannahme aber zunächst aufrechterhalten werden kann. Wenn jedoch ungenügende Macht die Ursache von Angst darstellt, dann gerät die Argumentation in der Erörterung von Eindämmung als Verhaltensreaktion in Schwierigkeiten. Denn diese führt Barbalet als diejenige Reaktion ein, die Eliten aufgrund ihrer Machtposition und der damit verbundenen Ressourcen einsetzen können: Sie verfügen über genügend Macht zur Kompensation bzw. Abmilderung negativer Aussichten und erfüllen damit die Voraussetzung für die Entstehung von Angst (und negativer Aussichten) nicht.⁷¹ Etwas polemisch formuliert lautet Barbalets Argumentation im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen Ursache, Objekt und Verhaltensreaktion insgesamt: Ungenügende Macht führt zu Angst vor ungenügender Macht, auf die mit genügend Macht reagiert wird. Die Schwierigkeiten, die beim Versuch entstehen, erstens die Ursache von Angst, zweitens die Entstehung negativer Aussichten und drittens mögliche Verhaltensreaktionen allein unter Rückgriff auf Macht als Variable zu erklären, deuten insgesamt darauf hin, dass diese Konzeption möglicherweise unzureichend ist, zumindest aber, dass Entstehungsbedingungen und Bewältigung von Angst in einem wechselseitigen Durchdringungsverhältnis stehen, das in Barbalets Erklärungsmodell nicht eingefangen wird.⁷²

Kritisch anzumerken bleibt an Barbalets Ausführungen drittens, dass er letztlich von einer unglücklich einschränkenden Perspektive ausgeht. Barbalets Vorwürfe gegenüber der “conventional conceptualization and understanding of fear” (ebd., S. 151) in der bisherigen wissenschaftlichen Beschäftigung treffen, und auch dies nur eingeschränkt, lediglich diejenige Theorietradition, deren

⁷¹ Hier ist zudem fraglich, inwiefern die beschriebenen Zugeständnisse an die Arbeiterklasse als Ausdruck von Macht und Ressourcenreichtum oder eher ungenügender Macht verstanden werden können. Die Elite gibt einen Teil ihrer Macht schließlich notgedrungen ab, d.h., sie bewertet ihr Potenzial als relativ eingeschränkt. Unklar bleibt in ähnlicher Weise, weshalb Eindämmung mehr Ressourcen erfordern sollte als Angriffsverhalten: Barbalet vergleicht die Reaktion der Eliten Großbritanniens mit der in Frankreich, wo versucht wurde, die Arbeiterbewegung zu zerschlagen. Hier ist anzunehmen, dass Letzteres auf der Ansicht beruhte, genügend Macht zu besitzen, um die Bedrohung durch die Arbeiter vollkommen auszuschalten, während Eindämmung auf die Einsicht in ein nur begrenztes Machtpotenzial hinweist.

⁷² Weitere Unklarheiten bestehen hinsichtlich der Bedeutung der bei Kemper und Barbalet einbezogenen Attributionsprozesse: Der Ohnmächtige wird nicht – wie Kemper und Barbalet postulieren – (noch?) hilfloser dadurch, dass er sich selbst als Ursache für die Ohnmacht versteht und nicht mächtiger dadurch, dass er dies seinem Gegenüber zuschreibt.

Konzepte er selbst dann weiterhin verwendet. Indem Barbalet sein Konzept ausgehend von Darwin und evolutionsbiologischen Überlegungen entwickelt, bleibt er in einem analytischen Raum, den er eigentlich verlassen möchte. Dem Anspruch, sich von solchen Angstansätzen zu distanzieren und auf die Komplexität der Bedingungen von und Reaktionen auf Angst in sozialen Kontexten hinzuweisen, kann Barbalet dabei nicht gerecht werden. Besonders deutlich wird dies in der Beschäftigung mit den Handlungsfolgen von Angst. Als Möglichkeiten thematisiert er – wie allerdings auch bereits Kemper – Angriffs- und Fluchttenendenzen, vor deren Hintergrund er dann das Konzept der Eindämmung als Innovation einführt. Diese auf Walter Cannon (1915) zurückgehende Unterscheidung bezieht sich auf physiologische Reaktionsbereitschaften des peripheren Nervensystems, Barbalet dagegen ordnet auch eine Reihe von sozialen Erscheinungen wie Rebellionen und soziale Protestbewegungen in diese Kategorien ein. Das Erklärungspotenzial solcher Analogien ist nicht nur fraglich oder zumindest schnell erschöpft, vor allem fällt die von Barbalet geübte Kritik an der Beschränktheit der evolutionsbiologisch orientierten Forschung hier letztlich auf ihn zurück. Die über die von Barbalet berücksichtigten Ansätze hinausreichende Angstforschung zeichnet ein weitaus breiteres, differenzierteres und systematischeres Bild der Entstehungsbedingungen und Reaktionen auf Angst, wie in den folgenden Kapiteln deutlich werden wird.

Festzuhalten ist insgesamt, dass Barbalet und Kemper ungenügende Macht als die zentrale Ursache für die Entstehung von Angst betrachten. Beide nehmen an, dass Angst entsprechend der gesellschaftlichen Verfügbarkeit von Machtressourcen sozial ungleich verteilt ist, Barbalet ergänzt, dass Angst allerdings nicht auf untere soziale Lagen beschränkt ist. Darüber hinaus werden mit Flucht, Angriff und Eindämmung drei mögliche angstspezifische Verhaltensreaktionen bzw. Bewältigungsvarianten thematisiert. Sowohl Barbalets konzeptuelle Analyse als auch seine Erklärung für die Entstehung von und den Umgang mit Angst bei Eliten behandeln wichtige Aspekte, verweisen jedoch auch auf offene Fragen im Hinblick auf die Eignung des Machtkonzepts als monokausaler Erklärungsgrundlage.

2.3.1.3 *Expectation-States-Theorien*

Einige Emotionstheorien bauen auf einer von Joseph Berger und Kollegen (Berger et. al 1974) initiierten Forschungstradition auf, die sich mit der Bedeutung von Erwartungen beschäftigt. Auch sie setzen sich mit dem Zusammenhang zwischen sozialstrukturellen Bedingungen und Emotionen auseinander, anders als bei Kemper und Barbalet werden hier allerdings Statusrelationen betrachtet.

Die Beziehungen zwischen Erwartungen und Status lassen sich allgemein folgendermaßen bestimmen: Je höher der Status einer Person, desto höher sind die Erwartungen ihr gegenüber in Bezug auf Kompetenz und Leistung, während die Performanzerwartungen an Personen mit weniger Status entsprechend geringer ausfallen. Solche Erwartungshaltungen gelten sowohl für ökonomische Positionen als auch für eine Vielzahl von sozialen Kategorien wie Alter, Geschlecht, Bildung, Beruf und ethnische Zugehörigkeit, die häufig ein unterschiedliches Prestige besitzen. Zu den Ansätzen, die sich von dieser Perspektive ausgehend mit Emotionen befassen, gehören die Theorien von Ridgeway und Johnson sowie Lovaglia und Houser.

Ridgeway (Ridgeway/Johnson 1990, Ridgeway 2007) konzentriert ihre Analysen vorrangig auf Meinungsverschiedenheiten zwischen Individuen unterschiedlichen Status' in kleinen Gruppen, die gemeinsame Aufgaben zu erfüllen haben. Die Emotionsentstehung wird hier mithilfe der Statusposition und einem hieran gekoppelten Attributionsverhalten erklärt. Ridgeway nimmt dabei an, dass die an Statuspositionen gekoppelten Erwartungen von den Mitgliedern einer Gruppe geteilt werden und dass dies das jeweilige Attributionsverhalten bei Meinungsverschiedenheiten bestimmt: Statushohe Mitglieder schreiben eine Meinungsverschiedenheit dem Statusniedrigen, der als weniger kompetent gilt, zu und empfinden daher Wut. Auch die statusniedrigere Person führt die Meinungsverschiedenheit auf ihre eigene Inkompetenz bzw. mangelnde Leistung zurück und empfindet aufgrund dieser internalen Attribution Traurigkeit bzw. Resignation.⁷³ Die erwartungs- und attributionsbedingte Entstehung von Emotionen führt dazu, dass die Sozialstruktur reproduziert wird, da die Selbstzuschreibung der Angehörigen niedriger Statusgruppen einen sozialen Wandel initiiierendes Verhalten verhindert, während die nach unten gerichtete externe Attribution von Statushöheren aggressives Verhalten hervorbringt, das die bestehenden Statusdifferenzen bestärkt. Aus den homogenen Erwartungen an verschiedene Statusgruppen im Hinblick auf Kompetenz bzw. Leistung und dem darauf basierenden Attributionsverhalten werden also Annahmen zur (stabilen) sozialstrukturellen Verteilung von Emotionen getroffen. Empirische Bestätigung für ihre Annahmen findet Ridgeway vor allem indirekt in Vignettenstudien, in denen Probanden nach der erwarteten Performanz bzw. Kompetenz sowie dem vermuteten Attributionsverhalten und emotionalen Erleben in verschiedenen Statusgruppen gefragt werden (Ridgeway 2007). Demnach werden mit einem niedrigen Status im Allgemeinen geringe Performanzerwartungen, ein internes Attributionsverhalten bei Meinungsverschiedenheiten und ein häufigeres Erleben

⁷³ Stimmen Meinungen überein, entstehen positive Emotionen: Statushohe schreiben das Einverständnis des Anderen der eigenen Kompetenz zu und empfinden Stolz, während Statusniedrige für die Zustimmung des Statushöheren dankbar sind (vgl. Ridgeway 2007., S. 352).

negativer Emotionen wie Wut, Traurigkeit und Angst verbunden.⁷⁴ Ridgeway benennt zwar teilweise konkrete Emotionen, die anhand von Attributionsprozessen differenziert werden (vor allem Wut und Traurigkeit), insgesamt wird allerdings vorrangig zwischen positiven und negativen Emotionen und deren sozialer Verteilung unterschieden. Angst fällt hier in den Bereich negativer Emotionen, wird jedoch nicht explizit thematisiert.

Houser und Lovaglia (Lovaglia/Houser 1996, Houser/Lovaglia 2002) nehmen ähnlich wie Ridgeway und Johnson an, dass die Häufigkeit des Erlebens spezifischer Emotionen sozialstrukturell ungleich verteilt ist. Ebenfalls ausgehend von Interaktionen in aufgabenbezogenen Gruppen nehmen sie an, dass Personen mit niedrigem Status im Gegensatz zu statushohen häufiger negative Emotionen erleben, da sie erstens weniger Möglichkeiten erhalten, Leistung zu erbringen, zweitens dann weniger leisten, drittens ihre Leistung niedriger bewertet wird und sie viertens weniger Einfluss innerhalb der Gruppe besitzen. Die damit einhergehenden negativen Emotionen bezeichnen sie als statuskompatible Emotionen, ebenso wie positive Emotionen als mit hohem sozialen Status kompatibel betrachtet werden.⁷⁵ Damit treffen sie ebenfalls Annahmen zur sozialstrukturellen Verteilung von Emotionen, allerdings beschränkt sich die Betrachtung dabei auch hier zunächst weitgehend auf deren Valenz. Auch Houser und Lovaglia gehen davon aus, dass Attributionsprozesse bei der Emotionsentstehung eine wesentliche Rolle spielen. Eine konkret empfundene Emotion ist hier abhängig davon, ob der eigene Status auf sich selbst oder externe Gegebenheiten zurückgeführt wird.⁷⁶ Anders als Ridgeway und Johnson gehen sie jedoch nicht

⁷⁴ Hiermit verbindet sie die Implikation, dass solche Erwartungen in Bezug auf das emotionale Erleben (sowie deren Ausdruck) kulturelle Vorstellungen widerspiegeln, die auch als normative Erwartungen – Emotionsnormen (vgl. den Abschnitt zu kulturell orientierten Ansätzen) – an die jeweilige Statusposition gerichtet werden: Statushöheren steht Wut demnach zu, Statusniedrigeren dagegen nicht – was, vermittelt über Sanktionen, ebenfalls zur Reproduktion der Sozialstruktur beiträgt (vgl. Ridgeway/Johnson 1990).

⁷⁵ Houser und Lovaglia leiten hieraus Verhaltensimplikationen ab und kommen dabei zu dem Schluss, dass statuskompatible Emotionen zu einer Minderung von Statusdifferenzen führen, während statusinkompatible Emotionen Differenzen vergrößern. Demnach bewerten Statusniedrige, die kompatible negative Emotionen empfinden, Statushohe negativ und versuchen, deren Einfluss und Performanz – und damit ihren Status zu verringern. Statushohe bewerten Statusniedrige aufgrund ihrer Zufriedenheit mit sich und ihrer Position dagegen positiv und binden sie mehr ein, wodurch ebenfalls Statusdifferenzen verringert werden. Damit allerdings verringert sich auch ihr relativer Status, der zu inkompatiblen negativen Emotionen führt und zu dem Versuch, die soziale Distanz wieder zu vergrößern. Diese – allerdings weitgehend spekulative und unvollständig beschriebene – Dynamik führt letztlich auch hier zu einer Reproduktion der Sozialstruktur: “This reciprocal action of status processes and emotional reactions continues, producing a self-stabilizing social structure” (Lovaglia/Houser 1996, S. 870).

⁷⁶ Zu beachten ist hier, dass in diesem Fall nicht, wie bei Ridgeway, die Meinungsverschiedenheit, sondern der Status selbst das Referenzobjekt darstellt.

von einem aus dem Status und den daran geknüpften Erwartungen ableitbaren Attributionsverhalten aus, Zuschreibungen sind hier vielmehr unabhängige Variablen: Attribuieren statusniedrige Personen ihre Lage auf sich selbst, so können sie ihren Status akzeptieren oder aber Emotionen wie Scham über die eigenen geringen Fähigkeiten empfinden, schreiben sie ihren Status jedoch äußeren Umständen zu, so resultiert hieraus Wut gegenüber Statushöheren und der sozialen Struktur. Wird ein hoher Status dagegen auf die eigenen Leistungen bzw. Fähigkeiten attribuiert, so entsteht Stolz, erst bei einer externalen Zuschreibung wird der eigene hohe Status zum Problem und führt zu Angst (vgl. auch Turner und Stets 2006). Angst taucht in diesem Ansatz also auf, eine nähere Erörterung fehlt jedoch, so dass sich hier keine weiteren Annahmen zu ihren Entstehungsbedingungen treffen lassen.

Die zentralen Parameter der Emotionsentstehung stellen in diesen Ansätzen Statuspositionen und Attributionen dar. Beide Varianten des Expectation-States-Ansatzes gehen davon aus, dass negative Emotionen wie Angst vorrangig bei Personen und Gruppen mit geringem Status auftreten. An Statuspositionen gebundene oder als hiervon unabhängig betrachtete Attributionsdynamiken werden verwendet, um zwischen konkreten Emotionen zu differenzieren; festzustellen ist hier allerdings insgesamt, dass Angst selbst kaum thematisiert wird, sondern weitgehend in die Kategorie negativer Emotionen fällt.

2.3.2 Kulturell orientierte Theorien

Eine weitere Gruppe von Theorien stellt kulturelle Einflussfaktoren, d.h. die soziale Konstruktion und kulturelle Kodierung von Emotionen, in den Vordergrund. Diese Ansätze heben hervor, dass Emotionen zu weiten Teilen von der jeweiligen Emotionskultur (vgl. Gordon 1981) beeinflusst werden, die aus Vorstellungen über die Natur, Ursachen, Verteilung und Dynamik von Emotionen im Allgemeinen sowie von spezifischen Emotionen besteht: "In Western emotion culture, for example, emotions are thought to be bodily reactions to external stimuli, women are viewed as more emotional than men, negative emotions are regarded as undesirable, intense affective states are thought to dissipate with time, and some feelings (infatuations, lust) and emotional displays (tantrums) are believed to be characteristic of the young but not the very old" (Thoits 2004, S. 362). Diese kulturellen Vorstellungen werden im Zuge von Sozialisationsprozessen vermittelt und prägen Identifikation, Entstehung und Erleben sowie den Umgang mit Emotionen. So lernen Individuen beispielsweise, Gefühle zu identifizieren, anhand eines bestimmten emotionalen Vokabulars zu benennen und mit bestimmten auslösenden Situationen, expressiven Gesten und körperlichen Emp-

findungen in Verbindung zu bringen (vgl. Pollak/Thoits 1989). Einige Ansätze betrachten kulturell vermitteltes emotionales Wissen als eine notwendige Bedingung der Emotionsentstehung. Ein häufig genanntes Argument bezieht sich auf die Spezifität physiologischer Komponenten von Emotionen, demzufolge physiologische Zustände allein nicht ausreichend sind, um eine bestimmte Emotion hervorzurufen (vgl. Schachter/Singer 1962), sondern eine kulturell bedingte Situationsinterpretation notwendig sei, um überhaupt festzustellen, was man gerade fühlt: “[...] bodily sensations refer to physiological changes or feelings of arousal. These feelings of arousal are common across many emotions, so arousal alone is generally not sufficient to determine which emotion is being experienced. Cultural definitions come into play in defining how a particular pattern of arousal or physiological changes should be labeled. For example, cultural knowledge is important in determining whether a rapid heart rate is symptomatic of excitement or fear in a given situation” (Peterson 2006, S. 115, vgl. auch Shott 1979). Andere Autoren gestehen dagegen zumindest einigen Emotionen – unter ihnen Angst – eine biologische Basis zu und betonen die relative Bedeutung der sozialen Konstruktion und kulturellen Kodierung für das Erleben und den Ausdruck von Emotionen (vgl. Thoits 2004). Diese Fragen werden am Ende dieses Kapitels erneut aufgegriffen.

2.3.2.1 *Emotionsnormen und Emotionsmanagement*

Zu den zentralen Inhalten der Emotionskultur und der emotionalen Sozialisation gehören normative Erwartungen im Hinblick auf Emotionen. Das diesbezügliche Konzept der Emotionsnormen hat vor allem Hochschild (1979) in die Emotionssoziologie eingebracht. Sie unterscheidet hier zwei Arten von sozialen Regeln: Während Ausdrucksregeln die Angemessenheit der öffentlichen Darstellung von Emotionen definieren, beschreiben die im vorliegenden Kontext bedeutsameren Gefühlsregeln die Intensität, Dauer und Art von zu empfindenden Emotionen: Auf einer Beerdigung soll man beispielsweise traurig sein, auf einer Party fröhlich und für die Geschenke der Großeltern dankbar. Emotionsnormen können dabei in mindestens dreierlei Hinsicht, nach ihrer Emotions-, Kontext- und Gruppenspezifität, unterschieden werden: So können Normen für Emotionalität als solche, ihre Valenz oder spezifische Emotionen vorliegen, transsituativ oder für spezifische Situationen gelten und schließlich an bestimmte soziale Einheiten gebunden (d.h. z.B. alters-, geschlechts- oder berufsspezifisch) sein.⁷⁷ Der Schwerpunkt der empirischen Forschung liegt vor allem auf geschlechts- und

⁷⁷ Die Kombinationen, die sich aus diesen Parametern ergeben, weisen bereits auf die Komplexität und die Möglichkeit vielfältiger Überlappungen von Emotionsnormen hin.

berufsspezifischen Emotionsnormen. Zu den klassischen Annahmen (vgl. etwa Parsons 1997) gehört hier, dass Erleben und Ausdruck von Emotionen bei Männern stärkeren Restriktionen unterliegt, während Frauen ein höheres Maß an Emotionalität zugestanden wird. Der Erforschung von Emotionsnormen in beruflichen Kontexten gilt seit Hochschilds Untersuchung „The Managed Heart“ (1983) ebenfalls ein besonderes Interesse innerhalb der soziologischen Emotionsforschung. Darin zeigt sie anhand einer Analyse des Arbeitsalltags von Stewardessen, dass dort Emotionsnormen existieren, die von ihnen gute Laune und stete Freundlichkeit gegenüber den Passagieren erwarten, und beschreibt den Umgang mit sich daraus ergebenden emotionalen Schwierigkeiten – angestoßen von ihrer Untersuchung werden Emotionsnormen insbesondere in Dienstleistungsberufen intensiv erforscht (vgl. Steinberg/Figart 1999, Rastetter 2008).

Eng mit Emotionsnormen verbunden ist das Konzept des Emotionsmanagements (Hochschild 1979). Unmittelbar einsichtig ist, dass eine aktuell erlebte Emotion von einer gegebenen Emotionsnorm abweichen kann. Eine normative Erwartung im Hinblick auf positive Emotionen, wie sie an Stewardessen gerichtet wird, kann beispielsweise mit der Wut über einen allzu respektlosen Passagier konfliktieren. Hochschild unterscheidet hier zwei grundlegende Formen der Bewältigung dieser Situation: Mittels Surface Acting können solche Diskrepanzen dramaturgisch reguliert werden, indem Individuen schlicht den Ausdruck von Emotionen verändern, so dass sich Stewardessen ihre Wut nicht anmerken lassen und den institutionellen Vorgaben entsprechend freundlich weiter lächeln. Neben einem solchen Eindrucksmanagement besteht die für Hochschild und im vorliegenden Kontext bedeutsamere Möglichkeit des so genannten Deep Actings, wobei versucht wird, die angemessene Emotion nicht nur vorzutäuschen, sondern tatsächlich zu erleben.⁷⁸ Hierzu kann eine Person versuchen, a) physiologische Aspekte (z.B. tiefes Durchatmen oder Meditieren) zu regulieren, sie kann b) den Emotionsausdruck mit dem Ziel modifizieren, die gefühlte Emotion selbst dadurch zu verändern oder c) kognitiv eine Änderung anstreben, d.h. etwa auf Erinnerungen an Situationen zurückgreifen, in denen sie die angestrebte Emotion empfunden hat oder die vorliegende Situation so umdeuten, dass sich diese Emotion ergibt. Emotionsnormen wird insofern insgesamt in zweierlei Hinsicht eine Bedeutung für die Emotionsentstehung zugeschrieben. Zum einen werden sie als Aspekte betrachtet, die, wie andere Bestandteile der Emotionskultur auch, im

78

Hochschild nimmt an, dass Diskrepanzen zwischen Erleben und Emotionsnormen vor allem im beruflichen Kontext auftreten und, da das Individuum immer wieder Anstrengungen unternehmen muss, um seine eigentlichen Gefühle mit den normativen Erwartungen in Einklang zu bringen, eine dauerhafte psychische Belastung bedeutet, die zu Burnout und einer Entfremdung von den eigenen Gefühlen führen können (vgl. zur differenzierten empirischen Befundlage hierzu z.B. Steinberg/Figart 1999 und Rastetter 2008).

Zuge von Sozialisationsprozessen erlernt werden und kulturelle sowie sozialstrukturelle Unterschiede im emotionalen Erleben erklären. Zum anderen gelten Emotionsnormen als Parameter, die einer empfundenen Emotion gegenüberstehen und so emotionsregulatorische Prozesse mit dem Ziel in Gang setzen können, bestimmte Emotionen herbeizuführen⁷⁹ – wodurch die Bewältigung einer nicht-konformen Emotion zur Ursache für die Genese konformer Emotionen wird. Zu ergänzen ist, dass die Diskrepanz zwischen Empfinden und normativen Erwartungen nicht in dem Versuch der Anpassung des Erlebens an Emotionsnormen münden muss, sondern auch zur anderen Seite hin aufgelöst werden kann, indem die Gültigkeit der Norm verworfen wird. So können sich Individuen, die nonkonforme Emotionen erleben, zusammenfinden, gegenseitig bestätigen und die Gültigkeit der geltenden Konventionen hinterfragen. Exemplarisch lassen sich etwa Subkulturen wie die der so genannten „Emos“ oder aber der Typus des „Softie“ nennen, die bestehende (häufig geschlechtsspezifische) Emotionsnormen infragestellen. Thoits (2004) weist als eine der Wenigen auf diese Möglichkeit und das hiervon ausgehende Potenzial auch für sozialen Wandel hin: Insbesondere wenn das emotionale Erleben eine Reaktion auf Ungerechtigkeit oder Unterdrückung darstellt, kann dies demnach in der Gründung von Protestbewegungen münden, die einen über emotionsnormative Fragen hinausgehenden sozialen Wandel anstreben. Während Emotionsnormen zumeist mit der Reproduktion sozialer Ordnung in Verbindung gebracht werden, weist diese zweite Variante der Diskrepanzauflösung auf die Möglichkeit kultureller und struktureller Wandlungsprozesse hin.

2.3.2.2 Emotionale Dissonanz als Kontingenzangst

Im vorliegenden Kontext bedeutsam ist nicht zuletzt das Moment der Diskrepanz zwischen aktuell empfundener Emotion und einer Emotionsnorm selbst, zu des-

⁷⁹ Zumeist wird angenommen, dass Emotionsmanagement in Richtung sozial erwünschter Emotionen betrieben wird, um soziale Anerkennung zu gewinnen oder (den Arbeitsplatz) zu behalten (Thoits 2004). Weniger wird im Allgemeinen beachtet, dass Emotionsnormen auch Identifikationsobjekte darstellen können: So kann sich eine Stewardess mit den emotionalen Erwartungen an ihre Rolle ebenso identifizieren wie der Teilnehmer einer Beerdigung Trauer auch für sich selbst als die angemessene Emotion betrachtet und der Partygast findet, auf einer Feier möchte er sich eigentlich amüsieren. Bestehen hier Diskrepanzen zwischen den eigenen Erwartungen und dem emotionalen Erleben, kann dies zu dem Versuch einer Emotionsregulation führen, ohne dass dies als äußerer Zwang wahrgenommen wird. Gerade wenn man bedenkt, dass Emotionsnormen als bereits in frühkindlichen, etwa geschlechtsspezifischen, Sozialisationsprozessen vermittelte Elemente der Emotionskultur gelten und für Unterschiede im Erleben verantwortlich gemacht werden, ist diese Fokussierung auf Emotionsnormen als externer Erwartungen erstaunlich.

sen Beschreibung häufig die Begriffe emotionale Devianz (Thoits 2004) oder emotionale Dissonanz verwendet werden (Hochschild 1979, Jansz/Timmers 2002). Die emotionale Bedeutung dieser Situation wird nicht thematisiert; da die Diskrepanz zwischen beiden Wahrnehmungen jedoch einen problematischen Zustand der Unbestimmtheit impliziert, kann hierfür das Konzept der Kontingenztangst geltend gemacht werden. Thoits (2004) benennt verschiedene Gründe für die Entstehung emotionaler Dissonanz, anhand derer dieser Charakter der Unbestimmtheit deutlich gemacht werden kann. Emotionale Dissonanz tritt demnach erstens häufig – wie in Hochschilds Untersuchung bei Stewardessen – in Situationen auf, in denen einerseits klare Emotionsnormen gelten, die aber andererseits durch eine hohe Komplexität und/oder hohe Anforderungen gekennzeichnet sind, so dass Emotionen und Normen oft divergieren. Zweitens können Dissonanzen entstehen, wenn einander widersprechende – etwa an unterschiedliche Rollen gebundene oder aus einer Sozialisation in zwei verschiedenen Kulturen resultierende – Emotionsnormen gleichzeitig vorliegen. Schließlich zählt sie auch sozialen Wandel zu den Ursachen emotionaler Dissonanzen. So kann dieser neue Situationen erzeugen, in denen frühere Normen nicht mehr anwendbar sind und/oder für die bisher keine Regeln existieren. In Ermangelung von Emotionsnormen sorgen sich Individuen demnach, ob ihre Emotionen möglicherweise unangemessen sein könnten. Gerade auf die Bedeutung von sozialem Wandel für die Entstehung emotionaler Dissonanz hatte bereits Hochschild hingewiesen, wobei auch hier der Zusammenhang zwischen Dissonanz und Kontingenztangst deutlich wird: “Part of what we refer to as the psychological effects of ‘rapid social change’, or ‘unrest’, is a change in the relation of feeling rule to feeling and a lack of clarity about what the rule actually is, owing to conflicts and contradictions between contending sets of rules. Feelings and frames are deconventionalized, but not yet reconventionalized. We may, like the marginal man, say, ‘I don’t know how I should feel’” (Hochschild 1979, S. 568). Insofern können die sozialen Bedingungen von emotionaler Dissonanz als Bedingungen von Kontingenztangst betrachtet werden, wobei anzumerken ist, dass die oben genannten Möglichkeiten der Auflösung einer Diskrepanz zwischen Norm und Erleben zu einer der beiden Seiten hin insofern zugleich Bewältigungsformen von Kontingenztangst darstellen.

2.3.2.3 *Soziale Bedingungen von Emotionsnormen und Emotionsmanagement*

Zu den sozialen Bedingungen von Emotionsnormen als Anlässen für Emotionsmanagement zählt unter anderem ihre deliberative Setzung, wie etwa im Fall der genannten präskriptiven Emotionsnormen für Stewardessen, die der Profitmaxi-

mierung der Fluggesellschaften dienen. Ähnliches gilt für andere Dienstleistungsberufe, in denen derartige Anforderungen häufig gestellt werden. Sie können jedoch auch, wie Thoits in Bezug auf Lofland feststellt, daraus resultieren, dass sich zunächst deskriptive Normen im Hinblick auf das Erleben von Emotionen im Zuge struktureller Wandlungen verändern. Lofland (1985) argumentiert in ihrer Studie, dass sich die Dauer und Intensität von Trauer über den Verlust Angehöriger im Verlauf des 20. Jh. erhöht habe und führt dies auf strukturelle Wandlungsprozesse – insbesondere eine höhere Lebenserwartung und gesunkene Kindersterblichkeitsraten, Wandlungen der Familienstruktur (geringere Größe), gewachsene Freizeit und größere persönliche Rückzugsräume – zurück, durch die solche Ereignisse seltener, aufgrund engerer Bindungen schmerzhafter und gleichzeitig anhaltender erlebbar geworden sind. Solche deskriptiven Veränderungen können zu präskriptiven Normen werden: “[...] recurrent individual experiences tend to become emotional conventions, or norms. People develop expectations about the intensity and duration of grief based on their own and the often observed experiences of others, and these expectations (norms) are passed on to others” (Thoits 2004, S. 364). Stehen hier strukturelle Wandlungsprozesse und deren Wirkung auf die Veränderung des emotionalen Erlebens und der Emotionskultur im Vordergrund, wird zudem die Rolle von „culture-producing institutions“ (Denzin 1990), insbesondere der Massenmedien, betont, die die Bedeutung von und Erwartungen in Bezug auf Emotionen prägen. So zeigt Illouz (1997), wie in Filmen, TV-Serien, Werbung und Romanen bestimmte Vorstellungen davon vermittelt werden, was romantische Liebe bedeutet, d.h., mit welchen Konzepten (z.B. Jugend, Schönheit, sexuelle Intimität) und Aktivitäten (Abendessen bei Kerzenlicht, Erwerb bestimmter Luxusgüter, Besuch exotischer Orte) sie verbunden wird. Wenngleich sich die Probanden bewusst sind, woher diese Vorstellungen stammen, definieren sie das Erleben von und Erwartungen an romantische Liebe entlang dieser Aspekte.

Emotionsnormen werden darüber hinaus auch mit sozialstrukturellen Bedingungen in Verbindung gebracht, wodurch sich Anschlüsse zu den oben erörterten emotionssoziologischen Ansätzen ergeben. Hochschild beispielsweise erklärt Geschlechterunterschiede im Hinblick auf Emotionsmanagement und Emotionsnormen damit, dass Emotionen für Frauen eine zentrale Währung darstellen: “The reason, at the bottom, is the the fact, that women in general have far less independent access to money, power, authority, or status in society. [...] lacking other resources, women make a resource out of feeling and offer it as a gift in return for the more material resources they lack” (Hochschild 1983, S. 163). Aus der relativen sozialstrukturellen Positionierung ergeben sich entsprechende Geschlechterunterschiede in der emotionalen Sozialisation, die sowohl Emotionsmanagement und Emotionalität im Allgemeinen als auch spezifische

Emotionen – unter anderem Angst – betreffen: “Women are more likely to be presented with the task of mastering anger and aggression in the service of ‘being nice’. To men, the socially assigned task of aggressing against those that break rules of various sorts creates the private task of mastering fear and vulnerability” (ebd., S. 164). Sozialstrukturelle Positionierungen generieren hier eine geschlechtsspezifische Notwendigkeit des Emotionsmanagements sowie Emotionsnormen, die, über ihre latenten Ursachen hinausweisend, zu kulturellen Regeln geraten, welche in Sozialisationsprozessen vermittelt werden.

2.3.2.4 *Fazit*

Die Ansätze in dieser Forschungstradition betonen die Bedeutung kultureller Bedingungen für die Entstehung und das Erleben von Emotionen, wobei insbesondere das Konzept der Emotionsnormen als zentraler Aspekt von Emotionskulturen behandelt wird. Diese werden im Zuge von – etwa frühkindlichen oder beruflichen – Sozialisationsprozessen vermittelt und gehen als Bestandteile einer Situationsdefinition in die Emotionsentstehung ein oder bilden im Falle von Widersprüchen zwischen Emotion und Emotionsnormen einen Anlass für emotionsregulatorische (möglicherweise wiederum emotionserzeugende) Prozesse. Emotionsnormen stellen insofern sowohl Entstehungs- als auch Bewältigungsbedingungen dar. Mit der Widersprüche zwischen aktuellem Erleben und Normen kennzeichnenden emotionalen Dissonanz liegt hier zugleich ein Moment vor, das konzeptuell als Instanz von Kontingenzanst betrachtet werden und deren Auflösung im Einwirken auf die Emotion oder die Norm bestehen kann. Die Inhalte und Veränderungen von Emotionskulturen bilden einen wesentlichen Untersuchungsgegenstand der kulturell orientierten Emotionssoziologie, zu den diesbezüglich untersuchten Emotionen gehören vor allem Trauer, Wut und Liebe sowie positive Emotionen in beruflichen Kontexten. Angst und die sie betreffende Emotionskultur ist als eigenständiges Forschungsthema dagegen innerhalb der kulturell orientierten Emotionssoziologie bisher nicht umfassend behandelt worden.⁸⁰

⁸⁰ Einige, insbesondere im Hinblick auf Emotionsnormen relevante Untersuchungen aus verschiedenen Forschungsfeldern, können jedoch in Kapitel 4.1. gebündelt dargestellt werden.

2.3.3 Symbolisch-interaktionistische Theorien

Symbolisch-interaktionistisch orientierte Theorien der Emotionssoziologie betonen die Bedeutung von Selbst und Identität bei der Analyse von Emotionen und stellen dabei intrapsychische Prozesse in Interaktionssituationen in den Mittelpunkt. Kontrolltheoretische Ansätze wie die Identitätskontrolltheorie (Identity Control Theory – ICT, Burke 1991, Stets/Burke 2005) sowie die Affektkontrolltheorie (Affect Control Theory – ACT, Heise 1979, MacKinnon 1994) verknüpfen dabei Ideen von Mead und Cooley mit einer gestaltpsychologisch orientierten konsistenztheoretischen Perspektive (vgl. Turner 2009).

2.3.3.1 *Identitätskontrolltheorie*

Burke und Stryker als Hauptvertreter der von ihnen so genannten soziologischen Identitätstheorie verstehen Gesellschaft als ein Gefüge von sozialen Rollen, die im Zuge von Sozialisations- bzw. Interaktionsprozessen vermittelt und internalisiert werden. Identitäten werden dabei vorrangig als internalisierte Rollenerwartungen bestimmt: “Acceptance of Mead’s ‘self reflects society’ dictum implies that the self is multifaceted, made up of interdependent and independent, mutually reinforcing and conflicting parts. Identity theory thus adopts James’ vision of persons possessing as many selves as groups of persons with which they interact. To refer to each group-based self, the theorists chose the term identity, asserting that persons have as many identities as distinct networks of relationships in which they occupy positions and play roles. In identity theory usage, social roles are expectations attached to positions occupied in networks of relationships; identities are internalized role expectations” (Stryker/Burke 2000, S. 286). In einem erweiterten Sinne definiert Burke: “An identity is the set of meanings that define who one is in terms of a group or classification (such as being an American or female), in terms of a role (for example, a stockbroker or a truck driver), or in terms of personal attributes (as in being friendly or honest)” (Stets/Burke 2005, S. 23). Allgemein können Identitäten als selbstbezogene kognitive Schemata verstanden werden, die die Deutung von Situationen anleiten: “Borrowing from cognitive social psychology, theorists understand identities as cognitive schemas—internally stored information and meanings serving as frameworks for interpreting experience” (Stryker/Burke 2000, S. 286).

Die ICT beschreibt Identitätsprozesse, d.h. kognitive Prozesse in Bezug auf Identitäten, als kybernetisches Kontrollsystem, das situative Wahrnehmungen mit internen Identitätsstandards vergleicht und versucht, Konsistenz zwischen

beiden Aspekten zu erreichen bzw. zu bewahren. Emotionen reflektieren dabei “the degree of congruence between the meanings of one’s identity in the situation and the meanings held in the identity standard” (Stets/Burke 2005, S. 39). Wird der Identitätsstandard – etwa Mut als Teil der männlichen Identität – durch den Input (z.B. Rückmeldungen anderer) bestätigt, entwickelt die Person positive Emotionen, geschieht dies nicht, indem der Akteur etwa als „Pfeife“ bezeichnet wird, resultieren negative Emotionen (Burke 1991).⁸¹

Eine Besonderheit identitätstheoretischer Ansätze besteht dabei darin, dass sie der Wichtigkeit von Identitäten und Standards eine besondere Bedeutung beimessen (vgl. Stryker/Burke 2000). Sie gehen davon aus, dass die jeweiligen Identitäten eines Akteurs hierarchisch organisiert sind.⁸² Ein diese Annahme aufgreifendes Konzept liefert etwa Rosenberg (1979) mit dem Prinzip der psychologischen Zentralität, das “[...] holds that the self is an interrelated system of hierarchically organized components, with some attributes and identities more important to the self than others are” (Owens 2006, S. 208). Mit diesem Aspekt, der in identitätstheoretischen Ansätzen mit unterschiedlichen Begriffen (vgl. z.B. McCall/Simmons 1966, Thoits 1991, Stryker/Burke 2000, Stryker/Serpe 1994, für einen Überblick vgl. Owens 2006) beschrieben wird, ist unter anderem die Annahme verbunden, dass die subjektive Bedeutsamkeit einer aktuell salienten Identität die Intensität einer Emotion beeinflusst. In diesem Sinne geht auch die ICT davon aus, dass die emotionale Intensität bei einer Nicht-Bestätigung eines Identitätsstandards von dessen Bedeutsamkeit abhängt: “[...] a disrupted identity that is highly prominent and that a person is highly committed to would generate a more intense emotional response” (Stets/Burke 2005, S. 53, vgl. auch Thoits 1991).⁸³

In jüngeren Formulierungen geht die ICT auch auf die weitere emotionale Differenzierung ein und berücksichtigt dabei Attributionen sowie Macht- und Statusrelationen (vgl. Stets/Burke 2005). Dabei stellen diese Parameter hier, anders als etwa bei Kemper und anderen, so genannte „additional meanings“ dar, die einen moderierenden Effekt auf die Emotionsentstehung infolge der Störung von Identitätsprozessen besitzen: Schreibt ein Akteur beispielsweise die Ursache

⁸¹ Die ICT gelangt damit zu Voraussagen, die sich mit der Selbst-Bestätigungstheorie (Self-Verification-Theory) von Swann (1983, 1996) decken, indem sie annimmt, dass eine Bestätigung von Bedeutungsstandards positive Emotionen erzeugt, während Diskrepanzen zwischen Standards und aktuellen Wahrnehmungen zu negativen Emotionen führen. Dies gilt sowohl für negative als auch für positive Standards, so dass etwa Personen mit niedrigem Selbstwertgefühl auf positive Rückmeldungen mit negativen Emotionen reagieren.

⁸² Bereits William James hatte angenommen, dass “[...] men have arranged their selves which they may seek in an hierarchical scale according to their worth” (James brief course, S. 191).

⁸³ Weiterhin nehmen sie an, dass bestätigte Identitäten innerhalb der Identitätshierarchie aufsteigen, während nicht bestätigte tendenziell an Bedeutung verlieren (vgl. Owens 2006).

für die Identitätsstörung sich selbst zu, und besitzt der Interaktionspartner mehr Macht, so entsteht Traurigkeit, hat er einen höheren Status, resultiert Scham. Auch Angst taucht in diesem Modell – als Ergebnis der Attribution auf den Interaktionspartner – auf: Besitzt dieser einen höheren Status, so entsteht „Anxiety“, hat er mehr Macht, führt dies zu „Fear“ (ebd., S. 11f.). Weitergehende Erörterungen zu den hier angedachten Mechanismen und der Differenzierung zwischen beiden Angstformen finden sich allerdings bisher nicht.⁸⁴

2.3.3.2 Affektkontrolltheorie

Einen weiteren kontrolltheoretischen Ansatz stellt die Affect Control Theory dar (Heise 1979; Smith-Lovin and Heise 1988; MacKinnon 1994). Emotionen werden hier verstanden als “culturally given labels that we assign to experiences in the context of a social interaction that is self-referential. They are signals about how we feel within a situation and how that feeling compares to the stable affective meanings that are usually associated with our self-identity” (Robinson et al. 2006, S. 182). Die zentrale Kernannahme der ACT lautet dabei, dass Kognitionen neben einer denotativen auch eine affektive Bedeutung besitzen, die sich in die drei so genannten EPA-Dimensionen Evaluation („Evaluation“ [E] = gut-schlecht), Potenz („Potency“ [P] = machtvoll/groß-schwach/klein) und Aktivität („Activity“ [A] = schnell/jung/lebhaft-langsam/alt/ruhig) gliedern lässt (Osgood et al. 1957). Anhand zahlreicher Studien wurden und werden in dieser Forschungstradition affektive Lexika erstellt, die Auskunft über die kulturell geteilte affektive Bedeutung verschiedener Konzepte geben. Dabei werden Probanden gebeten, Begriffe im Hinblick auf die EPA-Dimensionen zu bewerten: Mütter etwa gelten (in der US-amerikanischen sowie der deutschen Kultur) als sehr gut, mächtig und moderat aktiv, Ärzte als gut, machtvoll und eher ruhig (vgl. Schröder 2009). Nicht nur Identitäten, sondern potenziell jedes Konzept bzw. jeder Begriff – Substantive, Adjektive, Verben usw. – besitzt ein EPA-Profil, so dass nicht zuletzt auch Emotionen in diesen Dimensionen beurteilt werden können. Diese affektiven Bedeutungen, die im Zuge von Interaktions- und Sozialisationsprozessen entstehen, werden in der ACT als affektive Grundbedeutungen (fundamental sentiments) bezeichnet.

Im Zuge der Definition von Situationen werden aktuell wahrgenommene Eindrücke (transient impressions) mit diesen Grundbedeutungen verglichen. Da

⁸⁴ Die Autoren begründen das Zustandekommen auch der übrigen vermuteten Emotionen nicht näher, das Gesamtkonzept erweckt hier allerdings eher den Eindruck, dass Macht- und Statusrelationen weniger die Emotionsentstehung, sondern primär die Ausdrucksmöglichkeit von Emotionen bestimmen.

sowohl Grundbedeutung als auch Eindrücke entlang der EPA-Dimensionen bestimmt werden, lassen sich mathematische Gleichungen aufstellen und Übereinstimmungen und Differenzen zwischen beiden berechnen.⁸⁵ Mithilfe solcher Gleichungen wird in der ACT die Entstehung von Emotionen vorhergesagt. Wird ein Konzept durch eine Situation bestätigt, so resultiert diejenige Emotion, die in ihrem EPA-Profil dem des Konzepts am Nächsten kommt: Das kulturell geteilte EPA-Profil von „Mutter“ stimmt etwa weitgehend mit dem für Zufriedenheit geltenden überein, so dass die Bestätigung dieser Identität mit dem Empfinden von Zufriedenheit einhergehen sollte (vgl. auch Schröder 2009, S. 49). Wird ein Konzept durch situative Eindrücke nicht bestätigt, ergibt sich die Emotion aus der Differenz der Profile von Konzept und Wahrnehmung: Verliert ein Arzt das Leben eines Patienten, so entsteht eine Diskrepanz zwischen der Rollenidentität des Arztes als gut, mächtig und eher ruhig und der Situation, in der er sich als schlecht, schwach und erregt wahrnimmt. Die ACT sagt für diesen Fall Emotionen voraus, deren EPA-Werte diesem Diskrepanzprofil entsprechen – in diesem Fall Aufgeregtheit (agitation) bzw. Emotionen mit einem ähnlichen Profil (Heise/Weir 1999).⁸⁶

Auf diese Weise lässt sich hier auch Angst erklären: Sie resultiert entweder daraus, dass eine Identität mit einem entsprechenden Profil (z.B. die Vorstellung, ein ängstlicher Mensch zu sein) in einer bestimmten Situation bestätigt wird oder dass die Differenz zwischen Grundbedeutung und Eindruck ein angsttypisches EPA-Profil aufweist. Die affektive Grundbedeutung von Angst (Fear)⁸⁷ beinhaltet ihre Beschreibung als schlecht, schwach und leicht lebhaft und müsste daher dann resultieren, wenn Vergleichsprozesse dieses Profil ergeben. Insbesondere die P-Dimension (Potency) wird hier als charakteristisch beschrieben und etwa zur Beantwortung der Frage herangezogen, ob in einer Situation Wut oder Angst (beide werden als negativ und relativ lebhaft bewertet) entsteht: “[...] the emergence of fury as opposed to terror depends on one’s sense of potency or dominance” (Morgan/Heise 1988, S. 29). Nimmt man sich in einer Situation als

⁸⁵ Dabei können Bedeutungen in Bezug auf das Selbst, ein Verhalten, Andere und/oder die Situation (Actor, Behavior, Others, Situation = ABOS) verglichen werden, so dass sehr komplexe Vergleichsprozesse entstehen: So werden in einer Situation, in der eine Mutter ein Kind anschreit, alle Konzepte dieser Situation (Mutter, Kind, anschreien) in die Gleichung einbezogen.

⁸⁶ Im Gegensatz zur ICT dazu nimmt sie nicht an, dass Nicht-Bestätigungen von Grundbedeutungen zwangsläufig zu negativen Emotionen führen: Auch positive Emotionen können beispielsweise entstehen, “when an act of one person enhances the status of another beyond what might reasonably be expected on the basis of his or her current identity” (MacKinnon 1994, S. 58, vgl. auch Robinson/Smith-Lovin 1992).

⁸⁷ Hier lassen sich für verschiedene Angstbegriffe unterschiedliche Profile finden: Anxiety gilt als weder gut noch schlecht, weder mächtig noch schwach und sehr aktiv, Sorge gilt als schlecht und hat in den übrigen Dimensionen keine starken Ausprägungen (vgl. auch Lively/Heise 2004).

schwach wahr, sollte insofern – wie in Kempers Macht-und-Statustheorie, auf die sich die ACT in diesem Kontext häufig beruft – Angst entstehen. Dies würde allerdings gerade im Hinblick auf Identitäten unter anderem implizieren, dass eine sich in der Regel als gesund bezeichnende Person, die sich krankheitsbedingt schlecht und schwach fühlt, Angst haben müsste. Insgesamt finden sich in der Literatur keine dezidiert angstbezogenen Analysen, die hier Klärung bieten würden. Vielmehr taucht diese – wohl auch aufgrund des eingeschränkten emotionsdiskriminierenden Potenzials der drei Dimensionen⁸⁸ – wie in folgendem Beispiel zumeist lediglich als eine von mehreren möglichen Emotionen auf: “[...] being kissed by a lover makes one feel good, somewhat potent, and lively; consequently, one is prone to emotions like contented, touched, and pleased. In contrast, being neglected by a lover makes one feel weak, somewhat bad, and deactivated; consequently, one is prone to emotions like afraid, deflated, and self-pitying” (Heise/Weir 1999, S. 141). Das Erklärungsspotenzial für die Entstehung von Angst bleibt insofern relativ begrenzt und eher der intuitiv-assoziativen Plausibilitätsbeurteilung überlassen. Festzuhalten bleibt insgesamt, dass Angst in diesem Modell daraus resultiert, dass situative Wahrnehmungen den gegebenen affektiven Grundbedeutungen in einer bestimmten Weise ent- oder widersprechen.

2.3.3.3 *Störung von Identitätsprozessen als Kontingenzangst und ihre Bewältigung*

Ein im vorliegenden Zusammenhang bedeutsames Merkmal dieser Ansätze besteht darin, dass bereits der Nicht-Bestätigung eines Standards affektive Folgen zugeschrieben werden. Burke (1991) befasst sich näher mit der emotionalen Bedeutung und Implikationen des Moments der Nicht-Bestätigung: Besteht eine Inkongruenz zwischen Identitätsstandard und Input, so wird der Identitätsprozess unterbrochen und es entsteht zunächst Angst (Distress/Anxiety).⁸⁹ Der so entstandene Zustand besitzt zwei Eigenschaften: Zum einen kommt ihm eine Alarmfunktion zu, indem die wahrgenommene Inkongruenz zu einer erhöhten Aufmerksamkeit führt. Gleichzeitig hat er eine Aktivierungsfunktion, d.h., er

⁸⁸ Während das Beispiel der Unterscheidung zwischen Angst und Wut als Beleg für die Diskriminierungsfähigkeit der EPA-Dimensionen verwendet wird, zeigen die nahezu identischen Profile von Fear und Embarrassment (vgl. Lively/Heise 2004) andererseits deren eingeschränktes Vermögen.

⁸⁹ Burke unterscheidet zwischen Distress und Anxiety, indem er Distress als Relation zwischen “external conditions and the current state of the person” (Burke 1991, S. 836) definiert, d.h. hier als eine Unterbrechung des Identitätsprozesses, Anxiety dagegen als das hieraus resultierende subjektive Gefühl.

liefert eine motivationale Grundlage zur Bewältigung der Inkongruenz. Die ACT bezeichnet das Moment der Feststellung einer Diskrepanz zwischen affektiver Grundbedeutung und aktuellem Eindruck als Abweichung (*deflection*). Sie bestimmt deren direkte affektive Bedeutung zunächst nicht näher, die Theorie impliziert allerdings ähnliche Effekte wie Burke, wenn sie sich der Motivationsgrundlage für die Bewältigung von Inkongruenzen widmet: "At the most general level, affect control theory supposes, like Mead and symbolic interactionists, that people try to experience an orderly, knowable world as much as possible within the vagaries and vicissitudes of everyday existence. [...] because deflection signals the maintenance or disruption of the social symbolic system of meaning guiding a person's participation in social interaction, minimizing deflection becomes an important condition for experiencing an orderly, knowable social existence" (MacKinnon 1994, S. 55). Diskrepanzen zwischen Vorannahmen und situativen Eindrücken spiegeln damit sowohl in der ICT als auch der ACT eine Störung von Wahrnehmungsprozessen wider, die der oben beschriebenen disruptiven Stimulation von Barbalet entsprechen: Auch hier werden die bis dahin gültigen Routinen unterbrochen und infragegestellt, so dass Ungewissheit bzw. Orientierungslosigkeit – d.h. im vorliegenden Begriffsverständnis: Kontingenzangst – resultiert.

Identitäts- bzw. kontrolltheoretische Ansätze beschreiben die Herstellung bzw. Wahrung von Konsistenz zwischen Identitätsstandards bzw. affektiver Grundbedeutung auf der einen und situativen Wahrnehmungen auf der anderen Seite als Basismotivation und thematisieren mögliche Umgangsweisen mit entsprechenden Dissonanzen. Um diese aufzulösen kommen prinzipiell zwei Möglichkeiten in Frage: Modifikation der situativen Wahrnehmung oder Anpassung des Standards. So nimmt die ICT an, dass "[...] people change their behavior when their self-perceptions are incongruent with their identities" (Burke 1991, S. 839). Dies bedeutet etwa, dass eine Mutter, die ihr Kind auf dem Spielplatz anschreit, dies im weiteren Verlauf der Situation unterlässt, so dass ihre Identität als gute Mutter in ihren und den Augen der anderen Eltern wieder bestätigt werden kann. Durch ihr Handeln verändert sie den Input des Vergleichsprozesses. Die zweite Möglichkeit besteht in der Änderung des Identitätsstandards: "However, if congruence cannot be achieved by changing outputs and inputs, then the identity or standard of comparison itself may be changed" (ebd., S. 839). So kann die Mutter beschließen, dass sie hier als durchsetzungsstarke, unabhängige Frau agiert, dass eine gute Mutter in für das Kind gefährlichen Situationen zuweilen auch laut werden darf oder dass sie sich fürderhin nicht mehr als gute, sondern als schlechte Mutter beschreiben muss. In ähnlicher Weise bestimmt auch die ACT den Umgang mit Dissonanzen: "Faced with disturbing events that seem to disconfirm sentiments, people work to achieve confirmation. First, peo-

ple try to re-interpret ongoing actions in a way that will yield impressions matching sentiments. If that fails, they try to construct subsequent events that restore congruence between sentiments and immediate impressions. Failing that, they redefine the situation, changing the characters of interactants through attributions and labelings, so that the impressions being produced in the circumstances match a new framing of the situation” (Heise/Weir 1999, S. 143).

Insgesamt lässt sich zum einen festhalten, dass diese Ansätze die Emotionsentstehung als Ergebnis intrapsychischer Vergleichsprozesse zwischen (vor allem identitätsbezogenen) Erwartungen und situativen Eindrücken beschreiben. Während die ICT Angst als das Ergebnis der Kombination aus einer Störung von Identitätsprozessen, sozialstrukturellen Bedingungen und Attributionen betrachtet, ergibt sie sich in der ACT als spezifische EPA-Differenz zwischen kulturell bedingten affektiven Grundbedeutungen und gegebenen Eindrücken. In beiden Ansätzen wird Angst nicht ausführlich thematisiert, so dass Fragen im Hinblick auf die Bedeutung der in ihnen erörterten Parameter sowie konkrete Anwendungsbeispiele offen und der heuristische Wert insofern begrenzt bleibt. Auch in diesen Ansätzen lassen sich zum anderen Kontingenztangst als Störung von Wahrnehmungsprozessen sowie mögliche Formen ihrer Bewältigung – die Veränderung von Standards oder situativen Wahrnehmungen – ausmachen.

2.3.3.4 *Psychoanalytisch orientierte Theorien*

Weitere symbolisch-interaktionistisch orientierte Varianten wie die von Scheff (1988, 1994, 2000) und Turner (2006, 2007) versuchen, die genannten kontrolltheoretischen Annahmen um bestimmte Aspekte psychoanalytischer Theorien zu erweitern. Sie verstehen sich als Korrektiv der oben beschriebenen gestaltpsychologischen Dynamiken, indem sie darauf hinweisen, dass negative Emotionen die Art des Umgangs mit Diskrepanzen zwischen Standards und aktuellen Bedeutungen beeinflussen (vgl. Turner 2009). Die Grundannahme lautet, dass Individuen Abwehrmechanismen in Gang bringen, um das Selbst vor negativen Emotionen zu schützen. Scheff (1988, 1994, 2000) konzentriert sich insbesondere auf Scham und untersucht die intrapsychischen – und darauf aufbauend dann auch makrosoziologischen – Konsequenzen dieser Emotion. So nimmt er in Anlehnung an Freud bzw. die darauf aufbauende Theorie von Lewis (1971)⁹⁰ an, dass Individuen häufig zur Verdrängung von Scham neigen, da diese das Selbst angreift. Dies führt dazu, dass unbewusste Bewältigungsprozesse mit einer Ei-

⁹⁰ Lewis knüpft weitgehend an Freud an, sieht anders als dieser allerdings nicht Schuld, sondern Scham als die neben Angst zu Verdrängung führende Emotion an und bereitet einen soziologisch anschlussfähigen Boden, den Scheff erweitert.

gendynamik in Gang gebracht werden. So wird unterdrückte Scham demnach häufig in Wut transmutiert und gleichsam die Attribution für emotionsauslösende Ereignisse von sich selbst in eine externe Zuschreibung auf andere Akteure oder die soziale Umwelt umgewandelt. Zu den Konsequenzen unterdrückter negativer Emotionen zählt Scheff aggressive Tendenzen auf Gruppen- und Gesellschaftsebene und versucht, antisemitische Tendenzen und Gewalt im Dritten Reich auf eine weit verbreitete Unterdrückung und Umwandlung von Scham in Wut innerhalb der deutschen Bevölkerung zurückzuführen (Scheff 1994, 2000).

Während Scheff sich vor allem mit Scham und dessen unbewusster Bewältigung auseinandersetzt, operierte Turner ursprünglich in Anlehnung an Freud stärker mit dessen Angstkonzept. Er ging zunächst davon aus, dass Menschen einige „transaktionale Bedürfnisse“ haben (1. Bestätigung des Selbst, 2. Gruppeninklusioin, 3. profitable Austauschergebnisse, 4. Vertrauen, 5. Faktizität. – vgl. Turner 2006, S. 282), deren Nichterfüllung Angst (Anxiety) erzeugt.⁹¹ Inzwischen hält er diese an Freud orientierte Ausrichtung auf Angst jedoch für zu restriktiv und versucht in neueren Modellen nun, weitere Emotionen zu berücksichtigen und die Bedingungen der Emotionsentstehung allgemeiner zu fassen (Turner 2006). Insbesondere Angst (Fear)⁹², Traurigkeit und Wut stellen dabei negative, so genannte Primäremotionen dar, aus denen sich weitere Emotionen als Mischformen (vor allem Scham und Schuld) ergeben, zudem bezieht Turner auch wesentliche Parameter der bisher erörterten Ansätze ein, indem er auf Konzepte wie Attributionen, Status, Erwartungen und Austauschprozesse als wichtige Elemente der Emotionsentstehung und emotionaler Dynamiken zurückgreift. Er nimmt nun allgemein an, dass zwei Bedingungen der Emotionsentstehung existieren: Je nachdem, ob a) ein Individuum positiv oder negativ sanktioniert wird bzw. ob b) Erwartungen (etwa im Hinblick auf transaktionale Bedürfnisse) erfüllt oder nicht erfüllt werden, entstehen positive oder negative Emotionen. Dabei geht auch Turner davon aus, dass die Wichtigkeit von Bedürfnissen die Intensität der emotionalen Reaktion moderiert, wobei er die Bestätigung des Selbst (das wiederum intern hierarchisch organisiert ist) als wichtigstes und die übrigen in der Reihenfolge ihrer Benennung als jeweils nachgeordnete Bedürfnisse auffasst (Turner 2007, S. 282). Für die Differenzierung entstehender Emotionen und zur Erklärung emotionaler Dynamiken sind auch für ihn Abwehrme-

⁹¹ Festzuhalten ist hier vor allem, dass Turner die Emotionsentstehung als Reaktion auf die (Nicht-)Erfüllung bestimmter Bedürfnisse versteht sowie, dass Faktizität hier ein Bedürfnis nach Orientierung und der Wahrnehmung einer intersubjektiv geteilten Realität darstellt und insofern auch hier ein Konzept vorliegt, das mit Kontingenzangst in Verbindung gebracht werden kann.

⁹² Anxiety versteht er nun als eine Form von Fear, geht auf diesen Zusammenhang allerdings nicht detailliert ein.

chanismen zentral: “[...] humans are predisposed to push negative emotions, to varying degrees, from consciousness. The more negative the emotions and the more they are associated with a failure to verify self, the more probable is repression. [...] Most important, the more emotions are repressed, the more they will be transmuted into new kinds of emotional responses” (Turner 2006, S. 286). So ist zwar denkbar, dass eine Person zunächst sich selbst als Ursache für eine negative Sanktionierung oder nicht erfüllte Erwartungen betrachtet, so dass Scham entsteht. Turner nimmt aber wie Scheff an, dass, da dies schmerzhaft sei, häufig Abwehrmechanismen einsetzen, bei denen beispielsweise andere Akteure oder soziale Gruppen als verantwortlich definiert werden und Scham so in Wut transmutiert wird. Andere mögliche Abwehrmechanismen, die zu je anderen Emotionen führen, stellen Projektion, Verschiebung, Sublimierung und Attributionen dar. Allgemein ist im Hinblick auf Turners Ansatz allerdings festzustellen, dass Angst im Zuge der Modellentwicklung eine immer geringere Rolle spielt, so dass auf weitere Ausführungen an dieser Stelle verzichtet werden kann.

Anders als es die psychoanalytische Ausrichtung also zunächst nahe legen würde, wird Angst in diesen Ansätzen insgesamt nicht ausführlich thematisiert. Scheff konzentriert sich von vornherein auf Scham, Turner räumt Angst dagegen zunächst zwar eine große Bedeutung ein, im Zuge der weiteren Modellentwicklung geraten ihre Bedingungen und Konsequenzen allerdings zunehmend in den Hintergrund. In beiden Ansätzen besteht die Kernaussage darin, dass unbewusste Abwehrmechanismen die Dynamik negativer Emotionen beeinflussen.

2.3.4 Zusammenfassung

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass sich mit der Emotionssoziologie aus unterschiedlichen Traditionen heraus eine Disziplin herausgebildet hat, die ein breites Spektrum von Annäherungen an die sozialen Ursachen von Emotionen anbietet. Anders als die bisher erörterten Ansätze versucht sie dabei, die sozialen Bedingungen von Emotionen systematisch zu untersuchen. Während sozialstrukturelle Ansätze die Verteilung von Macht und Status sowie die hierfür vorgenommenen Attributionen als zentrale emotionsauslösende Bedingungen betrachten, stellen andere Ansätze vor allem kulturelle Rahmenbedingungen in den Vordergrund. Symbolisch-interaktionistische Ansätze wiederum konzipieren Emotionen als Resultat von Vergleichen zwischen in Identitäten eingelagerten kulturell geprägten Bedeutungen bzw. Erwartungen und situativen Wahrnehmungen.

Welche Erkenntnisse sind aus emotionssoziologischen Theorien nun im Hinblick auf Angst zu gewinnen? Vor allem die Macht-und-Status-Theorie geht

explizit auf die sozialstrukturellen Voraussetzungen von Angst ein und bestimmt eine niedrige Machtposition innerhalb eines sozialen Beziehungsgefüges als Angstbedingung, die den Betroffenen der Willkür des oder der Machthöheren aussetzt. Soziokulturell orientierte Ansätze betonen vor allem Emotionsnormen als zentrale Einflussgröße, die im vorliegenden Fall also definieren, wer in welchen Situationen legitimerweise Angst empfinden und zeigen darf. Identitätstheoretische und psychoanalytisch orientierte Ansätze leisten hier insofern einen wertvollen ergänzenden Beitrag, als sie die Bedeutung der Wichtigkeit von Identitäten bzw. transaktionaler Bedürfnisse für die Intensität einer darauf bezogenen Emotion betonen, liefern jedoch im Übrigen kaum konkrete Bedingungen für die Entstehung von Angst.

In Bezug auf die beiden hier unterschiedenen Angstformen sind dabei mehrere Ergebnisse zu konstatieren. In einigen Ansätzen wird keine Differenzierung vorgenommen, indem von „Fear-Anxiety“ gesprochen wird, andere Autoren unterscheiden beide Begriffe, erläutern jedoch ihre jeweiligen Spezifika und Entstehungsbedingungen nicht näher, häufig werden beide Begriffe sogar synonym gebraucht. Vor allem im Hinblick auf Kontingenztangst lassen sich jedoch, häufig abseits der theoretischen Kernanalysen, anschlussfähige Konzepte finden: Barbalets disruptive Stimulation, das Konzept der emotionalen Dissonanz sowie Inkongruenzen zwischen Bedeutungsstandards und situativen Wahrnehmungen verweisen jeweils auf problematische Fälle von Unbestimmtheit, die als Instanzen von Kontingenztangst betrachtet werden können. Über konkrete Angst lassen sich dagegen kaum Aussagen treffen. Barbalets Bestimmung des Objekts der Angst als die Aussicht auf einen Schaden deutet zwar immerhin konzeptuell in Richtung konkreter Angst, dieser Bezug wird jedoch von ihm nicht weiter ausgearbeitet.

Auch die Bewältigung bzw. Regulation von Emotionen wird in emotionssoziologischen Ansätzen thematisiert. Während sie in den sozialstrukturellen Ansätzen Kempers und Barbalets nicht als solche behandelt, sondern im Rahmen der Untersuchung der Verhaltensimplikationen von Angst betrachtet werden, bieten kulturelle und symbolisch-interaktionistische Ansätze explizit verschiedene Möglichkeiten der Bewältigung an. So bilden Emotionsnormen einen Anlass für eine Emotionsregulation, die durch Modifikation der physiologischen Erregung, des Emotionsausdrucks oder der Umdeutung von Situationen geleistet werden kann. Identitätstheorien greifen auf konsistenztheoretische Überlegungen zurück und beschreiben Modifikationen von Deutungsstandards oder situativen Wahrnehmungen durch Reinterpretationen oder korrigierende Handlungsbemühungen als Varianten der Bewältigung von Dissonanzen. Psychoanalytisch orientierte Ansätze fügen Abwehrmechanismen Freudscher Prägung als weitere Möglichkeiten der kognitiven Bewältigung hinzu, wobei insbesondere die Transmuta-

tion von das Selbst bzw. Selbstkonzepte bedrohenden Emotionen in nach außen gelenkte Emotionen hervorgehoben wird. Auch hier ist insgesamt – wie bereits in der Analyse gegenwartsdiagnostischer Ansätze – festzuhalten, dass Bewältigungsbemühungen häufig zugleich als Entstehungsbedingungen von Emotionen betrachtet werden können.

2.3.5 Hindernisse für die systematische Bestimmung der sozialen Bedingungen von Angst

Zunächst ist also festzuhalten, dass die erörterten Ansätze verschiedene Anknüpfungspunkte für eine soziologische Theorie der Angst bieten. Dennoch bleibt die Emotionssoziologie hinter den Erwartungen, die eingangs an sie gerichtet wurden, zurück. Sie bietet keine umfassende systematische Perspektive auf Angst und ist nicht in der Lage, die in den bisher erörterten Ansätzen getroffenen Annahmen zu integrieren und dabei aufgetauchte Fragen zu beantworten. Turner und Stets' (2006) Überblick zum Stand der emotionssoziologischen Theoriebildung weist auf kritische Aspekte und Herausforderungen hin, entlang derer einige für eine Soziologie der Angst bedeutsame Schwachstellen markiert werden können.

2.3.5.1 Wenige diskrete Emotionen

Das für die Analyse von Angst größte Problem besteht zunächst darin, dass sich emotionssoziologische Ansätze häufig entweder lediglich der Valenz von Emotionen widmen oder nur einige wenige diskrete Emotionen detailliert thematisieren: "Some theories address only negative and positive valences that, as a starting point, are a reasonable place to begin, but there are so many varieties of positive and negative emotions, and specific emotions do make a difference in how people behave. Some theories emphasize just a couple emotions—say, pride and shame—as master emotions but, surely, there are more than just these two. [...] As is obvious, strong emotional states such as hatred, vengeance, angst, depression, jealousy, love, and joy drive human behavior, and these and other strong emotions need to be part of theories that seek to explain human motivation, behavior, and organization" (Turner/Stets 2006, S. 47). Angst kann insofern in den Bereich negativer Emotionen fallen, wobei generelle Entstehungsbedingungen hierfür als eben auch für Angst gültig deklariert werden, ohne dass ihre Spezifika näher betrachtet würden.

Insofern spezifische Emotionen thematisiert werden, spielt Angst eine eher untergeordnete Rolle. In sozialstrukturellen Ansätzen, die mit einigen wenigen Parametern – insbesondere Macht, Status und Attributionen – operieren, wird Angst zwar thematisiert und etwa bei Kemper auf Machtdefizite zurückgeführt, gerade dann, wenn dieser Zusammenhang wie bei Barbalet detailliert behandelt wird, ergeben sich jedoch konzeptuelle Schwierigkeiten und theoretische Unstimmigkeiten, die auf ein eingeschränktes analytisches und Erklärungspotenzial und insofern weiteren grundlegenden Klärungsbedarf verweisen. Mitunter entsteht in solchen Ansätzen sogar der Eindruck, dass gerade Angst eher im Dienst der Vervollständigung einer sich aus diesen wenigen Parametern ergebenden Matrix steht als umgekehrt. Im Zentrum steht in diesem Fall nicht die Frage, wie sich Emotionen wie Angst erklären lassen, sondern welche Emotionen durch die Parameter erklärt werden können. Angst stellt dabei eine nicht näher begründete Residualkategorie dar: Weshalb, wie in Expectation-States-Theorien, die externale Attribution eines hohen Status gerade Angst zur Folge haben soll, bleibt ebenso unbeantwortet wie die Frage, worauf sich die identitätstheoretische Annahme, dass eine externale Kausalzuschreibung für die Nicht-Bestätigung einer Identität auf Machtüberlegene oder Statushöhere zu Angst führt, gründet.⁹³ Auch soziokulturelle Ansätze beschäftigen sich bisher nicht intensiv mit Angst, wobei Turner und Stets auch hier allgemein feststellen: “Surprisingly, even within the framework of a cultural approach, there has been relatively little analysis of specific emotions and how they are part of the emotion culture. There is a great deal of metaphorical language about emotion ideologies, rules, logics, vocabularies, and the like, but there is surprisingly little theorizing about the connections among these properties of culture and specific emotions [...]” (ebd., S. 48).

2.3.5.2 *Mikrosoziologische Ausrichtung*

Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass emotionssoziologische Ansätze häufig mikrosoziologisch ausgerichtet sind und gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge bisher – von wenigen Ausnahmen wie Barbalets Analyse abgesehen – kaum im Blickpunkt stehen, so dass Turner und Stets feststellen: “In general, there needs to be much more integration of social psychological theories with

⁹³ Die fehlende Beschäftigung mit Angst mag teilweise auch darin begründet sein, dass sich die besprochenen Ansätze häufig auf Emotionen als Reaktion auf Handlungen, Zustände und Ereignisse und die entstehenden Emotionen konzentrieren. Sie nehmen damit eher eine Post-hoc-Perspektive ein und fokussieren weniger auf die Implikationen dieser Ereignisse für die Zukunft, womit Angst kaum ins Blickfeld gerät.

those dealing with meso- and macrolevel phenomena” (ebd., S. 48). Dies gilt insbesondere für diejenigen Ansätze in der Tradition des symbolischen Interaktionismus, bei denen intrapsychische Prozesse und Interaktionen im Vordergrund stehen, aber auch sozialstrukturelle Ansätze fokussieren vor allem die Interaktionsebene. Entsprechend schwierig ist es unter anderem aus diesem Grund, die makrosoziologische Bedeutung von Angst aus der Perspektive emotionssoziologischer Ansätze zu klären und beispielsweise anomie- und gegenwartsdiagnostische Annahmen zu integrieren.

Selbst im Falle von Ansätzen wie der Macht-und-Status-Theorie, die Anbindungen an makrosoziale Phänomene vorsehen, kann eine einfache Übertragung mikrosozialer Logiken auf makrosoziale Verhältnisse problematisch sein. Dies zeigt sich unter anderem am Machtbegriff in Kempers Modell, das zunächst mikrosoziologisch orientiert, ihm zufolge aber auch auf makrosoziale Verhältnisse anwendbar ist. Auf Interaktionsebene verweist ein Machtdefizit relativ eindeutig darauf, dass Ego Angst vor Alter hat, da er dessen Willkür ausgesetzt ist. Misst man Macht dagegen – wie dies auch Kemper als mögliche Operationalisierungsvariante andeutet – anhand der sozioökonomischen Position, entstehen Unklarheiten: Der auf Relationen zwischen Akteuren ausgelegte Machtbegriff würde hier implizieren, dass sich Arme vor Reichen fürchten. Hier wäre zu fragen, ob dies tatsächlich das grundlegende Problem ökonomischer Benachteiligung darstellt oder ob möglicherweise der relational gebrauchte Machtbegriff ungeeignet ist, etwaige aus einer niedrigen sozioökonomischen Position folgende emotionale Konsequenzen zu erklären. Hier zeigt sich, dass emotionssoziologische Ansätze einige konzeptuelle Unschärfen aufweisen, die eine von ihnen ausgehende systematische Untersuchung von Angst erschweren.⁹⁴

2.3.5.3 *Fehlende integrative Perspektive*

Darüber hinaus wird das Erklärungspotenzial auch dadurch geschwächt, dass die einzelnen Ansätze zu weiten Teilen lediglich nebeneinander bestehen. Eine *integrative* Perspektive fehlt hier bislang: “These traditions are somewhat isolated from each other; and hence, it will be necessary in the future to begin integrating them into a more general theoretical framework” (Turner 2009, S. 352). Zwar gibt es Überschneidungen: Macht und Status tauchen auch in identitätstheoretischen Ansätzen auf, Emotionsnormen werden mit sozialstrukturellen Bedingungen in Verbindung gebracht, die entlang der EPA-Dimensionen definierte affek-

⁹⁴ Ähnliches lässt sich in Bezug auf die Verwendung des Attributionskonzepts feststellen, dessen Bedeutung kaum detailliert untersucht wird (vgl. Dehne 2012).

tive Bedeutung von Konzepten kann als Teil der Emotionskultur betrachtet werden. Insgesamt aber setzen die verschiedenen theoretischen Traditionen jeweils spezifische Schwerpunkte und betrachten je eigene in Bezug auf die für die Emotionsentstehung relevante Aspekte, eine – nicht nur kumulative, sondern synthetisierende – Berücksichtigung von in verschiedenen Ansätzen betonten Parametern (Rollenidentitäten, sozialstrukturelle Position, Emotionsnormen usw.) steht bislang jedoch aus.

Nun ließe sich versuchen, eine solche Integration zu leisten, wobei zunächst theorieinterne Probleme wie die genannte konzeptuelle Unschärfe in Bezug auf den Machtbegriff gelöst und Bedeutungstransformationen – etwa im Hinblick auf die Verwendung von Macht, Status und Attributionen als „additional meanings“ in der Identitätskontrolltheorie – geklärt werden müssten. Doch selbst wenn eine solche Integration gelänge, wäre dieser Rahmen für den vorliegenden Kontext nur bedingt brauchbar. Denn gerade weil emotionssoziologische Ansätze aus verschiedenen Traditionen heraus die sozialen Bedingungen von Emotionen untersuchen, bleiben sie jeweils auf die dabei fokussierten Aspekte beschränkt. Sie thematisieren daher nur bestimmte Bedingungen und – wobei häufig selbst hier unklar bleibt, worauf sich die jeweils postulierte Angst bezieht, d.h., wovor und worum Angst besteht – lediglich einige konkrete Ängste wie solche um Macht, Status und Bestätigung von Identitäten. Die sozialen Ursachen von anderen konkreten Ängsten, wie etwa solchen vor Kindesmißbrauch, Handystrahlung, Arbeitslosigkeit oder Klimawandel lassen sich nicht ohne Weiteres durch den Rekurs auf sozialstrukturelle Positionen, Emotionsnormen oder Identitäten erklären und sind insofern mit den bisherigen Ansätzen nicht greifbar. Auch die Integration der bestehenden Ansätze würde hier kaum weitere Aussagen liefern können, eine emotionssoziologische Theorie müsste jedoch – wenn sie sie nicht zu idiosynkratischen Phänomenen degradieren will – auch solche Ängste zu erfassen in der Lage sein. Ähnliches gilt für anomie- und gegenwartsdiagnostische Annahmen etwa im Hinblick auf Kontingenzzuwächse, die in emotionssoziologischen Theorien als Parameter überhaupt keine konzeptuelle Berücksichtigung finden. Insofern stehen die bisherigen emotionssoziologischen Erklärungsmodelle nicht nur nebeneinander, sondern sind zudem bislang unvollständig.

2.3.5.4 *Emotion: Verhältnis zwischen Biologie und Kognition*

Turner und Stets heben zwei weitere Herausforderungen hervor, die ebenfalls insbesondere für die Untersuchung von Angst bedeutsam sind. Zum einen postulieren sie, dass die Soziologie der Emotionen eine stark konstruktivistische Per-

spektive einnehme und dabei die biologischen Grundlagen von Emotionen vernachlässige: “[...] sociologists still hold an overly constructionist view of emotions as the product of culture. Yet, it is clear that there are primary or hard-wired emotions—at a minimum satisfaction-happiness, aversion-fear, assertion-anger, and disappointment-sadness (and perhaps others such as disgust, surprise, anticipation, excitement, and interest)” (Turner/Stets 2006, S. 46). Dieses Thema berührt den Kern der Emotionsforschung insgesamt, da hiermit zentrale Fragen nach der Bedeutung von biologischen und kognitiven Aspekten für die Definition, die Bestimmung der Charakteristika sowie die Entstehung von Emotionen verbunden sind.

Eine diesbezügliche Debatte wird bereits seit Beginn der emotionssoziologischen Forschung zwischen Vertretern positivistischer (z.B. Kemper 1978, Kemper/Collins 1990, Collins 1990) und konstruktivistischer (z.B. Shott 1979, Averill 1980, Gordon 1981, McCarthy 1989, Hochschild 1979, 1983, Harré 1986) Ansätze geführt. Kemper als Hauptvertreter der positivistischen Position hebt die Bedeutung physiologischer Prozesse hervor und nimmt an: “[...] social stimulus and physiological process in emotion are not indifferent to each other, but are related more like key and lock: particular social stimulus keys fit particular physiological locks to produce particular emotions. [...] Different outcomes in power and status relations instigate different physiological processes, which are in turn related to different emotions. This is the positivist position. [...]” (Kemper 1981, S. 339). Während sozialstrukturelle Bedingungen via physiologischer Prozesse eine Primärursache der Emotionsentstehung darstellen, sieht Kemper kulturelle Emotionsnormen als lediglich sekundäre Faktoren an, die stets erst nach der Emotionsentstehung wirksam werden können: “The positivist position accepts that there are feeling rules, and that these rules vary by culture. But culture contributes to the understanding of emotions differently from the way social constructionists believe it does. Feeling rules are interesting only after the fact, so to speak, when there is a felt need to manage feelings in a more suitable direction” (Kemper 1981, S. 355). Konstruktivisten betonen dagegen, dass vor allem die kulturelle Kodierung von Emotionen deren Entstehung – und gegebenenfalls eine Anpassung an bestehende Emotionsnormen – bestimmt, wobei physiologische Aspekte weniger betont werden als bei Positivisten. Während diese Debatte, die ein Grund für die fehlende Integration sozialstruktureller und kultureller Ansätze sein dürfte, zunächst vor allem auf die Bedeutung physiologischer Erregungsmuster fokussierte, wird der biologische Aspekt von Emotionen inzwischen zu weiten Teilen auch im Hinblick auf neurologische Grundlagen und Prozesse thematisiert, wobei die soziale Konstruierbarkeit als durch nicht beeinflussbare neurobiologische Prozesse begrenzt angesehen wird. Nicht zuletzt Turner (2007, 2009) gehört zu denjenigen Vertretern der These der Pri-

märemotionen, die auf dieser Ebene hirnpysiologischer Vorgänge argumentieren.

Stellen, wie Kemper annimmt, kulturelle Aspekte wie Emotionsnormen lediglich nachträgliche Anlässe für die Regulation bestehender Emotionen dar oder lassen sie sich als primäre Bedingung der Emotionsentstehung auffassen? Inwiefern beruhen Emotionen auf unveränderlichen biologischen Prozessen und welche Grenzen bestehen für die soziale Konstruierbarkeit von Emotionen und den Einfluss von Kognitionen? Was sind Emotionen? Mit diesen Kernthemen der interdisziplinären Emotionsforschung muss sich insbesondere eine Arbeit, die sich mit Angst beschäftigt, auseinandersetzen. Denn gerade Angst gilt als ein Paradebeispiel für eine vor allem durch biologische Prozesse und Merkmale gekennzeichnete Primär- bzw. Basisemotion. Zudem bleibt ohne eine Bestimmung des Verhältnisses zwischen Emotion und Kognition weiterhin zum einen ungeklärt, inwiefern gegenwartsdiagnostische Annahmen zu Angsteffekten als kognitive oder emotionale Prozesse konzipiert werden sollten und zum anderen, welche Plausibilität solche Mechanismen für sich beanspruchen können.

2.3.5.5 *Fehlende Auseinandersetzung mit unbewussten Prozessen*

Eine hiermit zusammenhängende, in emotionssoziologischen Theorien bisher weitgehend ausgeklammerte Frage bezieht sich auf das Verhältnis zwischen Emotion und Bewusstsein: "Most sociological theories focus on feelings, or conscious awareness of affect, but in fact, emotions are not always conscious. There is now solid evidence that humans have a subconscious emotional memory system and that the emotions expressed by individuals are not always the same as those they actually feel. Add to this neurological fact the dynamics of repression and other defense mechanisms, and it is clear that sociologists will need to expand theorizing beyond conscious states of feeling to a more general concern with emotions, whether conscious or unconscious" (ebd., S. 47). Inwieweit Emotionen bzw. mit ihnen verbundene kognitive Prozesse auch unbewusst sein können, ist nicht nur für psychoanalytisch orientierte Ansätze relevant. In ähnlicher Weise ließe sich etwa fragen, inwiefern Prozesse der Identitätsbestätigung unbewusst ablaufen und Emotionsnormen bzw. Emotionsmanagement unbewusst wirksam sein können. Diese Thematik ist im vorliegenden Kontext nicht zuletzt auch deshalb von zentraler Bedeutung, weil insbesondere Angst seit Freud (daher auch die vehemente Forderung nach einer intensiveren Auseinandersetzung von Seiten psychoanalytisch orientierter Ansätze) mit unbewussten Prozessen und Konflikten sowie deren Handlungs- und Wahrnehmungsfolgen in Verbindung gebracht wird. Schließlich weisen einige der in den vorangegangenen Kapi-

teln erörterten Bedingungen von Angst mit Verschiebungs- und Generalisierungseffekten auf psychische Mechanismen hin, deren Plausibilität maßgeblich von den Möglichkeiten unbewusster Prozesse abhängt. Inwieweit Emotionen unbewusst entstehen, vorliegen und bewältigt werden können, ist insofern ebenso bedeutsam wie in der Emotionssoziologie bisher ungeklärt.

Insgesamt stellen Turner und Stets in Bezug auf den gegenwärtigen Status von soziologischen Emotionstheorien fest: “[...] sociological theorizing will need to explain how specific classes of emotions (beyond positive and negative) are aroused under specific structural and cultural conditions and through specific biological and psychological processes. Thus, for all the progress in understanding emotional dynamics, sociological theorizing on emotions still has a long way to go” (Turner/Stets 2006, S. 49).

2.3.6 Fazit

Wenngleich die Emotionssoziologie also prinzipiell die natürliche disziplinäre Heimat einer Soziologie der Angst darstellt und hier zahlreiche wichtige Impulse liefert, eignet sie sich insgesamt aus verschiedenen Gründen nicht als Ausgangspunkt für eine Systematisierung der sozialen Bedingungen von Angst: Insbesondere Angst nimmt eine nur randständige Position ein, die einzelnen, häufig mikrosoziologisch ausgelegten Ansätze stehen weitgehend nebeneinander und die verwendeten Konzepte sowie die konkreten emotionsauslösenden Mechanismen bleiben oft vage. Zudem sind die bisherigen Ansätze zumindest insoweit unvollständig, als dass sie die in den vorangegangenen Kapiteln erörterten Ursachen nicht ohne Weiteres integrieren und konkrete Ängste nur bedingt erklären können. Darüber hinaus trägt die Emotionssoziologie kaum zur Klärung von Fragen nach dem Verhältnis zwischen Biologie, Kognition und Emotion bei und liefert keine Auseinandersetzung mit (unbewussten oder bewussten) emotionalen/kognitiven Mechanismen und Effekten, die in gegenwartsdiagnostischen und nun auch in emotionssoziologischen Ansätzen im Hinblick auf die Entstehung und Bewältigung von Emotionen angenommen werden.

Soziologie der Angst

Konzeptuelle Grundlagen, soziale Bedingungen und
empirische Analysen

Dehne, M.

2017, XXII, 481 S. 29 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-15522-3